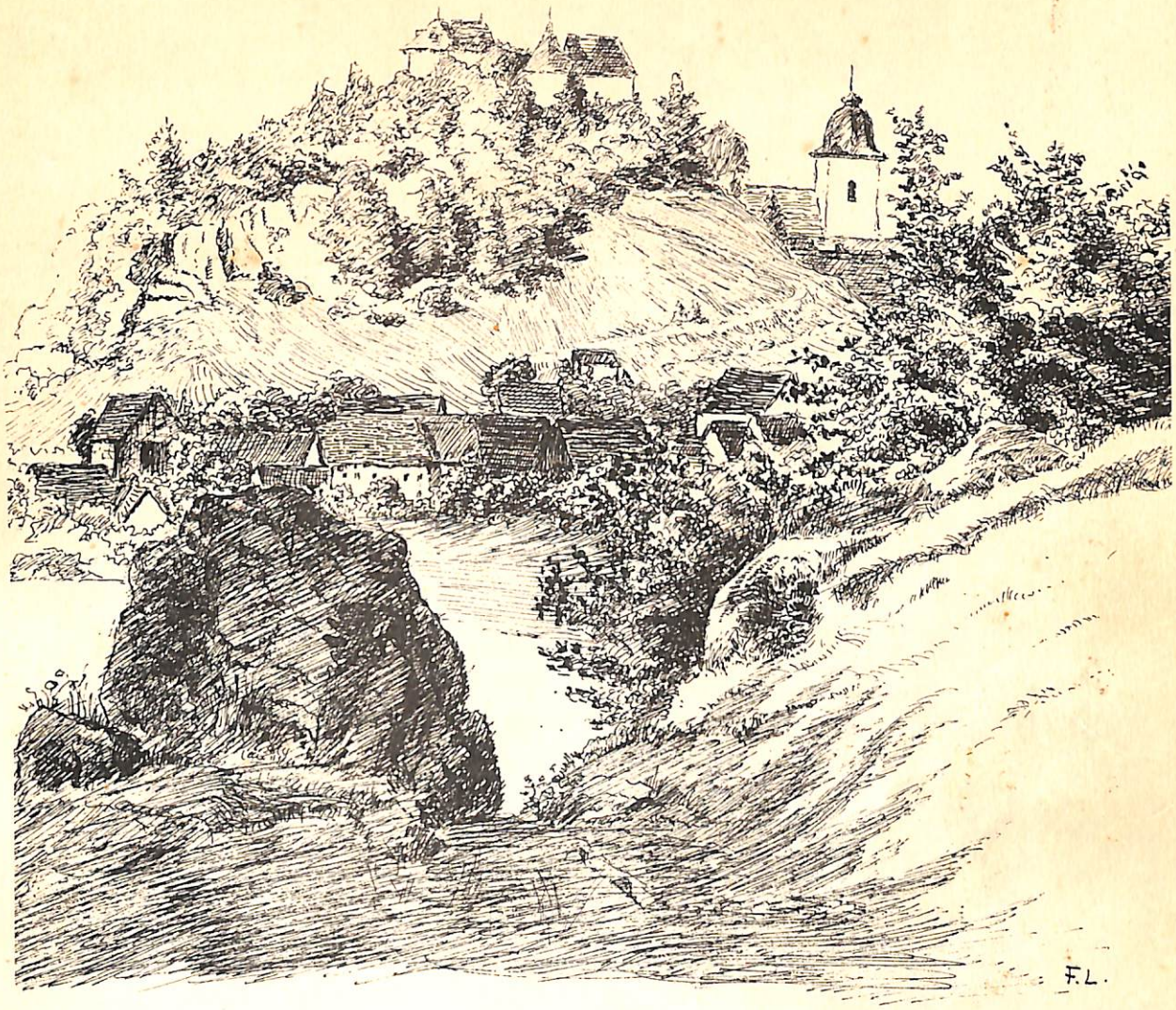

Betzenstein von Süden.

Vergangen - Nicht Vergessen

Lebenserinnerungen

Luise Bleendinger

Luise Blendinger

VERGANGEN - NICHT VERGESSEN

- Lebenserinnerungen -

Vor einiger Zeit kam mir der Leitzordner meiner verstorbenen Zwillingsschwester Marie in die Hand. Da hinein hatte sie in den letzten Jahrzehnten ihres Lebens alles eingeordnet, was ihr des Aufhebens wert war. Ich las das immer beteiligter und immer deutlicher stand sie wieder vor mir als lebendige Persönlichkeit, die wir geliebt haben und der wir viel verdanken. Ich nahm mir vor, einiges aus ihrem Leben aufzuzeichnen. Aber weil wir als Zwillingsschwestern von Anfang an so eng verbunden waren, ist das gar nicht möglich, eines vom andern loszureißen, jedenfalls nicht in der Kinderzeit. Ich kann ja auch nicht vom Leitzordner ab berichten.
Wo liegt der Beginn?

Fange ich bei unserer Geburt an, so sind doch unsere Eltern zuerst da und deren Eltern sind die, welche ich aus wenigen Berichten unseren Eltern noch kennenlernte. Das Wenige will ich weitersagen.

Elternhaus und frühe Jugend

Heinrich H ö h n hieß der Vater unseres Vaters, der Großvater, der im Jahr 1897 starb, Monate vor unserer Geburt. Er kam als wandernder Schuhmachergeselle auf den Hasselberg aus Rödelsee am Schwanberg, wo seine Eltern Weinberghäcker waren.

Auf dem Hasselberg, einem einsamen Spessartdorf hoch über dem Haslochtal, heiratete er seine Katharina S c h e u r i c h aus Schollbrunn und ihre Wohnung war das Hirtenhaus. Es ist noch ein Bild erhalten von den Großeltern mit ihren beiden ältesten Kindern Elisabeth und Leonhard, das stammt etwa von 1871. Da sieht man den Vater Heinrich aufrecht, klug, sicher, die Hand auf der Schulter seiner sitzenden zarten Frau, die den gleichen gütigen Gesichtsausdruck hat, wie ich ihn bei meinem Marle in der Erinnerung so liebe. Sieben Kinder teilten das kärgliche Brot der Schuhmachersfamilie. Der jüngste Sohn Johann war zwei Jahre alt, als man ihn

eines morgens aus den Armen seiner toten Mutter nahm. Sie hatte am Abend mitgeholfen, Kartoffelsäcke in den Keller zu schleppen und ist in der Nacht darauf einem Herzschlag erlegen, 42 Jahre alt. Das Söhnlein Johann ist durch sein ganzes Leben ein einsamer, ruheloser Mensch geblieben. Die älteste Tochter, Elisabeth, führte den mutterlos gewordenen Haushalt.

Die Eltern meiner Mutter sind Wilhelm K a c h e l aus Eichel und Katharina, geborene A l b e r t aus Kembach. Unser Großvater war eine zeitlang Pächter des Wertheimer Spitalgutes. Von ihm wissen wir Nachfahren eigentlich nur das, was aus dem Ahnenpaß zu entnehmen ist. Er war in erster Ehe mit einer Witwe D i e h m verheiratet. Aus dieser Ehe stammten drei Kinder und von diesen war der Sohn Michael von allen Kachels Kindern am geliebtesten und angesehensten. Er wohnte später in Montigny bei Metz; wir begegnen ihm noch! Unser Großvater Wilhelm Kachel war der einzige seines Namens in der Wertheimer Gegend; es ist bisher keinem Nachkommen aus der Verwandtschaft gelungen, seine Spur weiter aufzuhellen. Als seine Frau, die Witwe Diehm, starb, heiratete er die Katharina Albert aus Kembach, nahe Urphar, deren Vater Steinbruchbesitzer war. Aus dieser Ehe stammen Georg (Schorsch), Wagner und Hoferbe, Susanna unsere Mutter und Wilhelm, Schlosser und Monteur, der nach seiner Verheiratung in Kreuzwertheim wohnte. Eine Schwester ist früh verstorben. Unser Vater kam nach seiner Schulentlassung in die Lehre als Eisengießer (Former) in den Haslocher-Eisenhammer und blieb auch nach seiner Lehrzeit noch jahrelang dort. Der Eisenhammer liegt im tief eingeschnittenen Haslochtal, Hasselberg hoch darüber auf der Hochfläche. Der Weg muß im Winter manchmal mühsam gewesen sein. Aber der Sohn Leonhard war als Mitverdiener in der großen Familie seines Vaters nötig gebraucht; deshalb wurde er auch vom Militärdienst freigestellt.

Unsere Eltern heirateten im Jahr 1895 und fanden eine Wohnung im Hammer, wie man den Eisenhammer dort nennt. Er ist ein Wohn- und Arbeitsbezirk mit ganz eigener Prägung. Die drei Eisenhämmer, vom aufgestauten Haslochbach betrieben, gibt es schon jahrhundertelang. In bescheidenen Wohnungen drum herum wohnten die Hammerschmiede mit ihren Familien. Auf dem angrenzenden großen, freien Platz baute sich der Besitzer ein Haus, es heißt noch heute das Herrenhaus.
In späterer Zeit wurde die Eisengießerei erbaut und brachte viele Arbeitskräfte her, denen bescheidene Wohnungen rings um den freien Platz errichtet wurden. Wer im Hammer nicht arbeitet, hat dort auch kein Wohnrecht, so ist es wohl auch heute noch. (In der letzten Zeit wurden für die Arbeiter des Eisenhammers hübsche zeitgemäße Wohnhäuser in Hasloch am Main gebaut).
In diesem Haslocher Eisenhammer wurden dem jungen Ehepaar Leonhard und Susanna H ö h n ihre Zwillingskinder geschenkt, am Heiligen Abend des Jahres 1897. Sie wurden am 2. Januar 1898 auf den Namen M a r i e Eva und L u i s e Sophie in der Haslocher Kirche getauft.
Luise war die Erstgeborene, Marie war die Kräftigere. Wie aufregend muß es für die jungen Eltern gewesen sein, nun plötzlich alles, was man für ein Kind angeschafft hatte, verdoppeln zu müssen! Der Vater lieh sich ein Fahrrad, fuhr die 10 km nach Wertheim und kaufte dort am späten Nachmittag des 24. Dezember das Nötigste. Nicht alles! Als zweites Bettle mußte ein Waschkorb dienen. In diesen legte man Luise; Marie kam in den Kinderwagen, der groß und behaglich war. Der hat ihr lang gut getan. Das Körbchen stellte man auf den gewölbten Deckel einer Truhe, und so konnte man mit der einen Hand den Wagen in Bewegung halten und mit der andern das Körbchen schaukeln.

Einen Christbaum wird es an unserm ersten Heiligen Abend nicht gegeben haben. Aber wir müssen von unsern Eltern mit viel Liebe aufgenommen worden sein, sonst hätten wir uns daheim nicht zeitlebens so geborgen fühlen können. Daß wir mit dem Christkind Geburtstag feiern durften, war für uns immer eine große Freude, ja eine Ehre! - und es

ist für mich bis heute so geblieben.
Die Mühe, die unsere Mutter auf sich nehmen mußte, bis ihre zwei aus dem Gröbsten waren, konnte ich erst ganz begreifen, als ich selber meine kleinen Kinder zu betreuen hatte. Vielleicht stand ihr manchmal eine gute Hausgenossin bei. Unterhalb der Dochwohnung unserer Eltern hatte der Gießermeister S c h a r s c h m i d t seine Wohnung; und seine kinderlose Frau, mit der wir Zeit ihres Lebens verbunden blieben, hat unserer Mutter die Kleinen wohl manchmal abgenommen. Das " B a h l e " hieß sie bei uns, als wir Bäsle noch nicht nachsprechen konnten und das Bahle ist sie geblieben. Herr Scharschmidt war der " D e t t e r " (Vetter).
Die Ausgaben waren gestiegen in dem jungen Haushalt. Aber der Verdienst war in dem abgelegenen Eisenwerk noch geringer als anderswo in jener Zeit. Und Kinderzulagen, staatliche Beihilfen gab es nicht. Als sie nach Jahrzehnten nach und nach eingeführt wurden, waren die Arbeiter die Letzten, die in den Genuß solcher Beihilfen kamen. Unser Vater hielt Ausschau nach einem besser bezahlten Arbeitsplatz. Da bot sich ihm eine gute Aussicht durch den Onkel Michael, den Bruder unserer Mutter, der in einer staatlichen Eisenbahnwerkstätte Werkmeister war, in Metz.
Die Eltern mußten sich auf eine weite Reise rüsten und Abschied nehmen von fast allem, was ihnen lieb war, von Verwandten, von dem heimatlichen Land rechts und links des Mains, von der vertrauten Arbeitsstätte. Sie packten ihren Hausrat als Bahnfracht in Wertheim in den Güterzug und fuhren mit ihren 1 1/2 Jahre alten Zwillingen in die Fremde. Und doch nicht in die Fremde! Sie wurden ja von Onkel Michel, der in Montigny mit seiner Familie wohnte, erwartet und waren dort zu Gast, bis die Möbel ankamen. Aber in der Wartezeit, als die Einstellung unseres Vaters in dem Werk abgeschlossen werden sollte, erfuhren sie zum Schrecken aller, daß er nicht angenommen werden konnte. Es durften nur militärgediente Arbeiter eingestellt werden in staatlichen Werken in Elsaß-Lothringen, und Leonhard Höhn war ja seinerzeit als Miternährer seiner großen väterlichen Familie freigestellt worden! So suchte er nun moselaufwärts in einer Eisengießerei Arbeit zu finden und er fand in A r s an der Mosel einen Arbeitsplatz.

Die Arbeiter des großen Eisenwerks in Ars bekamen ihre Wohnungen in einer verlassenen Kaserne zugewiesen. Den Wohnkomfort kann man sich vorstellen! Die Wohnküche war so groß, daß man sie durch einen Vorhang in zwei Räume teilen mußte. Hinter dem Vorhang war Platz für Holz und Kohlen, für Waschzuber und Putzeimer, aber auch für das viele Vielerlei, das man in einer Wohnung ohne Nebenräume aus dem Wege haben wollte. Aber auch für die Geheimnisse des Heiligen Abends! Und wenn der Vorhang am Weihnachtsabend ein Stückchen weggezogen wurde und der Christbaum mit seinen strahlenden Kerzen und die Puppen mit den neuen Kleidern in ihrer Pracht zu sehen waren, dann war bei uns die Welt am schönsten! Und auch noch Geburtstag! Unser Glück war vollkommen.
Unsere Eltern nahmen das ferne, fremde Land, so gut es ging, in den nächsten fünf Jahren als Heimat an. Einige Male hatten sie Besuch aus der alten Heimat. Soldaten, die ihren Wehrdienst in Metz ableisten mußten, waren froh, in dem fernen Elsaß-Lothringen Heimatgenossen zu finden.
Hier und da setzten die Eltern ihre kleinen Mädchen in den geräumigen Kinderwagen und fuhren sie nach Montigny, wo Onkel Michael sich in einem großen Obstgarten sein bescheidenes Haus gebaut hatte. Es mögen von Ars aus etwa 5 km gewesen sein.

Jetzt beginnen wie Fetzen direkte Erinnerungen an mir vorüber zu ziehen.

Auf dem Exerzierplatz beim Fort Frescaty machten die Eltern kurze Rast. Mutter legte ihren Hut, mit einem künstlichen Maiglöckchenstrauß geschmückt, neben sich ins Gras. Eine Ziege kommt und will die Maiglöckchen fressen; große Aufregung! oder: Ich schmecke noch die guten, saftigen Birnen aus Onkel Michaels Garten auf meiner Zunge; oder: Ich sehe uns zwei gemeinsam in einem Wägelchen sitzen, in das unsere Mutter ihr im Wald gesammeltes Holz auflud. Auf dem Heimweg

kauft uns die Mutter ein Fläschlein Limonade. Weil aber Sodawasser billiger war, nahm sie dieses, ohne Geschmack. Schlimm war das! In die Zeit meiner frühesten Erinnerungen fiel eine schwere Erkrankung unseres Marle. Wir hatten wohl beide die Masern; bei Marle aber schlugen sie sich zurück, wie man das ausdrückte. Der Ausschlag kam nicht richtig heraus und solche Kinder wurden schwer krank. Ich sehe noch meine Marie matt im Kinderwagen liegen, der ihr wohl mehrere Jahre als Bett gedient hat. Meine Mutter stand bei ihr und flößte ihr einen Löffel voll Malaga ein. Seit jener Zeit blieb Malaga für mich ein Wundertrank für viele Jahre. Einmal durfte ich ihn versuchen!
Bei unseren ersten Sprechversuchen ist aus der Marie das Marle geworden, aus der Luise die Lusi. Marle blieb der Kosename für meine Schwester bis an ihr Lebensende. An Lusi kann ich mich nicht mehr erinnern; diese Verkürzung meines Namens ist mir nur aus dem Erzählen meiner Eltern bekannt. Wie kommt das wohl? Ob unser Marle seit der schweren Erkrankung in ihren ersten Lebensjahren durch lange Zeit die besondere liebevolle Zuwendung durch die Eltern brauchte, während Lusi alsbald als Luise ihren Weg durchs Leben trotteln konnte? Sie mußte sich ja schon beim Laufenlernen selbständig machen. Ein Bändchen um den Hals gelegt, die beiden Enden rechts und links im Fäustchen, das hätte genügt, erzählte unsere Mutter, so hätte sich die Lusi vorwärts gebracht.
Bei Ars führte ein mächtiges, etwas ruinöses Bauwerk über die Mosel, Teufelsbrücke genannt. Es waren Teile einer alten römischen Wasserleitung und es war schon für uns Kinder rätselhaft und eindrucksvoll. Angetan hat es uns aber besonders ein freistehender Pfeiler dieser Brücke am Ufer. Da konnten wir um den zerborstenen Fuß herumspielen, in ausgebrochene Nischen krabbeln - die Mutter hat uns oft dorthin geführt.

Jahr für Jahr wiederholte sich im Sommer die "Freudenfeier" des Sieges von Gravelotte, einem Schlachtfeld aus dem Krieg 1870/71. Wir wohnten nicht weit von der französischen Grenze. Es waren ja gerade erst 30 Jahre seit dem 70er Krieg vergangen. Man mußte doch unseren Ruhm bejubeln und so wanderte man hinaus, aß und trank und war fröhlich bei den Gräbern unserer tapferen Gefallenen. Ob alle unbefangen waren?
Manche französischen Ausdrücke waren unter die deutsche Sprache gemischt, und wahrscheinlich auch viele französische Menschen unter die Deutschen.

Als wir mit fünf Jahren von unserer Mutter in eine von Nonnen geleitete Kinderschule gebracht wurden, erlebten wir das. Wir lernten französische Kinderlieder, Marienlieder - ich weiß nicht wie es kam, daß wir den Inhalt der Lieder verstanden, ohne daß sie uns verdeutscht wurden! Vielleicht hat unsere "Umgangssprache" vielmehr französische Worte enthalten als ich heute noch weiß. Aber das weiß ich noch: Beim Abschied aus der Kinderschule zog unsere Nonne die beiden Höhns-Mädchen an sich und drückte jedem behutsam einen Kuß auf die Stirn, uns kleinen Protestanten!
Dann wurden wir umgeschult in die streng von französischen Brocken gereinigte Volksschule, die wir in Ars noch ein Vierteljahr besuchten. "Brocken" gab es nun nur noch bei dem geliebten Bröckelbrot, das wir zum Frühstück aus dem Milchkaffee aus großen französischen Tassen löffelten.

Ich denke mir, daß unsere Eltern durch längere Zeit hindurch eine Rückkehr in die alte Heimat erwogen haben. Die erste Enttäuschung erlebten sie ja gleich nach ihrer Ankunft; die hat ihnen das Eingewöhnen sicher erschwert.
Im Laufe der Jahre wurden immer wieder teure Reisen in die Heimat fällig. Einmal mußte unser Vater zum Begräbnis einer seiner Schwestern fahren, die ganz plötzlich an einem Blinddarmdurchbruch starb, etwa 20jährig. Es wurden Reisen zu der Mutter Kachel in Eichel notwendig, die an einem Herzleiden kränkelte.

Die Eltern entschlossen sich zur Heimkehr. Sie mußten in Ars ein Kindergrab zurücklassen. Eine Tragik im Frauenleben unserer Mutter war, daß sie keine lebensfähigen Kinder zur Welt bringen konnte. Sie mußte einigen Kindern nachweinen. Einmal habe ich es erlebt, wie sie verzweifelt die Hände nach dem Särglein ausstreckte, das man von ihrem Bett weg trug und höre noch ihren wehen Ruf: "Mein Kind, mein Kind!" Die Zwillinge konnte sie austragen, wurde ihr vom Arzt erklärt, - eben weil es Zwillinge waren! So waren wir von unseren Eltern doppelt geliebt und als Geschenk angenommen.

Wertheim

W e r t h e i m am Main, im Badischen gelegen, sollte nun der Wohnsitz von Leonhard Höhn und seiner Familie werden. Dies alte Städtlein liegt zwischen der bayrischen Heimat unseres Vaters und der badischen unserer Mutter. Es wurde für uns die Jugendheimat, der noch heute mein Herz gehört. Vater fand Arbeit in der Gießerei der dortigen Herdfabrik; die Eltern fanden bald eine Wohnung, die weitaus besser war als die verlassene in Ars. Und wir fanden unsere liebe alte Großmutter! Sie war die einzige von unseren Großeltern, die wir noch erlebt haben.
Als wir mit den Eltern nach unserer Ankunft in Wertheim nach Eichel gingen, war die Großmutter noch auf dem Feld. Wir gingen ihr entgegen, den "Trieb" hinauf. So nannte man den Feldweg, der vom Maintal zur Höhe der fränkischen Hochebene hinaufführte; oben lagen die Äcker, die zu dem kleinen Kachels-Anwesen gehörten. Da kam das Bauerngefährt, mit einer Kuh bespannt, langsam bergabwärts gefahren. Und da sahen Marle und ich zum ersten Mal unsere Großmutter, kaum 60jährig, ganz alt und verarbeitet, so saß sie auf den harten Brettern des Wagens. Sie zog uns herauf neben sich und ich sehe noch heute ihren herzlichen, warmen Blick, mit dem sie ihre Zwillinge begrüßte. Und dieses liebevolle Anschauen war jedesmal das Schönste, was sie uns geben konnte; obgleich sie immer etwas in ihrer "Kötze", (so nannte man den Huckelkorb, den sie auf ihrem gebeugten Rücken trug), für uns mitbrachte.

Unser Weg führte uns dann oft nach Eichel. Es ging im Maintal etwa 2 km mainaufwärts, vorbei an dem Park des Fürsten von Löwenstein, dem Herrngarten und an seinem Sommerschlößchen. Bald durften wir den Weg allein machen, er war ja ganz ungefährlich.
Aber eines Tages beschloß ein etliche Jahre älteres Mädchen, das wir bis dahin nicht gekannt hatten, uns zu quälen. Sie wohnte wohl am Ausgang der Eichelgasse. Dort lauerte sie uns auf. Sie zwang uns, mit ihr auf einem kleinen Umgehungspfad an den Main zu gehen, der ein Stück weit zwischen hohen Uferböschungen dahinfloß. Und von dieser Böschung wollte sie uns hinunterstoßen in den Main, so bedrohte sie uns beide abwechselnd. Wir vergingen fast vor Angst. Diese Angst mußten wir jahrelang aushalten. Fast jedesmal stand sie bereit, wenn wir des Weges kamen. In ihren Drohnungen war sicher auch das enthalten, ja niemand etwas davon zu sagen. Sonst wären uns doch unsere Eltern beigestanden! Wahrscheinlich sind ihre Eltern eines Tages in einen anderen Ortsteil verzogen und das "lustige Spiel" war für sie bedeutungslos geworden! Wir waren also in Wertheim Schülerinnen der 1. Mädchenklasse - Mädchen- und Bubenschule waren damals noch 1 km voneinander getrennt. Nur das naheliegende Gymnasium verschaffte uns den Anblick von Knaben und in diesem gab es noch kaum Mädchen. Das gab es damals einfach noch nicht. Der weiterführende Bildungsweg für Mädchen war nach der 8. Klasse die dreiklassige Höhere-Töchter-Schule, aber für einen Arbeiter finanziell nicht erreichbar für seine Töchter.
Aber jetzt waren wir ja erst einmal in der 1. Volksschulklasse, betreut von einer freundlichen Lehrerin, Fräulein S ü ß . Zum ersten Mal wurden wir, bisher unzertrennlich, nicht beieinandergelassen, weil Marie einer leichten Sehschwäche wegen ganz vorne sitzen mußte. Wir waren eine recht gemischte Klasse, denn Baden hatte die Simultanschule eingeführt und so saßen wir bunt durcheinander, Katholiken, Protestanten, wie wir Evangelischen hießen und Judenmädchen. Die sprichwörtliche Gescheitheit hat nur eines von den Judenmädchen mitgebracht. Die andern waren reicher, aber dümmer. Der Vater der klugen Johanna B e n a r i o ,

mit vielen Kindern, muß aber mit seinem Dasein ganz zufrieden gewesen sein, denn manchmal fand man in einem Poesiealbum den Vers "Lebe glücklich, lebe froh, wie der Jüd Benario, der auf seinem Stühlchen saß und ein Stückchen Matzen aß." Nichtarierprobleme gab es damals noch nicht, die wären unvorstellbar gewesen. Auch das Konfessionsproblem gab es nicht. Man freundete sich untereinander an, unvoreingenommen, so meine ich. Daß die Freundin Else, mit der wir unser ganzes Leben hindurch in Verbindung geblieben sind, evangelisch war, hatte von uns aus gesehen keine Bedeutung.

Ich schreibe immer "wir". Es hat für uns Zwillinge nichts gegeben, das wir nicht gemeinsam erlebten, also auch Freundschaften. Nur eines machten wir nicht gemeinsam - unsere Schulaufgaben. Wir saßen zwar zur gleichen Zeit am gleichen Tisch und hatten ja auch die gleichen Aufgaben. Aber die wollte jeder selbständig machen. Eher noch kam Else einmal und holte sich ein Heft zum Abschreiben, wenn das bequemer war.
Mit Else hatte es einen Haken, sie hatte noch eine Freundin, B e r t h e l - sehr temperamentvoll. Für Berthel gab es nur eines: War Else ihr "gut", so mußte sie mit uns "bös" sein. Dann hatten sich die beiden wieder einmal satt und da waren wir die Bevorzugten. Ich begriff das lange nicht, da wir als Zwillinge eine andere Vorstellung von Freundschaft hatten.

Wir hatten gute Lehrer, herausragend für uns aber war der fromme katholische Oberlehrer B a u m e i s t e r . Mit welchem Wissen und mit welcher Lebensweisheit dieser Mann - für unsere Vorstellungen war er ein alter Mann - uns durch die beiden letzten Schuljahre führte, das haben schon wir 12- bis 14jährigen gespürt; wer wollte, hatte viel Gewinn davon. Ich denke an einen Satz: "Soviel m ü s s t ihr wissen, daß ihr überall mitreden könnt." Und so gab er uns Einblicke, vielleicht über das vorgeschriebene Maß hinaus. Wir gingen gerne zur Schule, wenn uns auch während der ganzen Schulzeit, wohl während des ganzen Lebens, eine vielleicht ererbte Unsitte zu schaffen machte. Wir ließen

es immer auf die letzte Minute ankommen; wir rannten immer drei Minuten zu spät von zu Hause fort und kamen mit Hängen und Würgen beim letzten Acht-Uhr-Schlag an der Schultüre an. Die Lehrer waren nachsichtig.
Es gab auch Schulausflüge. Keine 300 km-Busfahrt - Autobusse waren noch nicht erfunden. Ich erinnere mich an einen Ausflug, der sehr spannend war. Wir wanderten früh morgens 10 km mainaufwärts. In der Gegend der Burckhardis-Höhle warteten auf dem Main zwei große Sandboote, Schelche genannt, auf uns. Bretter, statt Sitzbänken, so ließen unsere Bootsmänner die Schiffe gemächlich mainabwärts treiben, die ganze Mainschleife bei Urphar durften wir durchfahren. Glückstrahlend kamen wir nachmittags in Wertheim an.

Vieles tut sich vor mir auf, was sich mit der Heimat Wertheim verbindet. Das altertümliche Städtle liegt an der Taubermündung, eingerahmt von den Ausläufern des Spessart und des Odenwald, überragt von einer mächtigen Burgruine, die den Titel "Schloß" führen darf. Wir hatten sie von unserer Wohnung in der Hämmelsgasse aus immer im Blickfeld und haben manchmal versucht, sie mit unseren schwachen Zeichenkünsten abzumalen. Noch näher hatten wir die Eisenbahn vor uns. Der hohe Bahndamm, auf dem sie an der Tauber entlang fuhr und im gegenüberliegenden Schloßberg verschwand, war von unserer Wohnung nur durch die Breite der Hämmelsgasse getrennt.
Die Hämmelsgasse!! Sie gehörte zu der neuen Siedlung, außerhalb der Stadtmauer, die aber sicher auch schon einige hundert Jahre alt war. Neben uns stand das stattliche Haus des Kaufmanns H a s ; und einer seiner Voreltern hatte Freude daran, "Wertemer Sprüch" zu sammeln und sie in die Sandsteine seines Hauses einmeißeln zu lassen. Wir konnten sie schließlich auswendig. Einer hieß:

"Es is uf der ganze Erde
närchens schöner als in Werte"

Ein anderer:

"Wer um die Kärch rum rennt
und spürt kan Wind, wer durch die
Aechelgaß geht, und sieht ka Kind,
wer über die Brücke löfft
und kriecht kan Spott,
der hot a wohri Gnad von Gott!"

Die Brücke und die Fischergasse lagen nahe beieinander. Da konnte man auf der Tauberbrücke leicht den spottlustigen Fischern begegnen.
Das Nachbarhaus zur Rechten war ein stattliches altes Fischer- und Schifferhaus. Dann folgten zwei Judenhäuser, dort haben wir die nähere Bekanntschaft mit Judenkindern gemacht. Wir durften manchmal zum Spielen zu ihnen kommen und haben dort auch vom "Matzen" essen dürfen. So hießen die ungesäuerten Brote, hell gebackene Fladen, ganz geschmacklos, aber trotzdem begehrt. Zu Freundschaften kam es nicht, dazu waren uns die jüdischen Kinder und ihre Elternhäuser scheints zu fremdartig.
Hochinteressant wurde unsere Gasse zur Zeit der Michaelismesse in der ersten Oktober-Woche. Wir waren schon vor Beginn ständig auf der Festwiese am Tauberufer. Um die Brückenpfeiler der Eisenbahnbrücke, die an dieser Stelle über die Tauber zum Schloßbergtunnel führte, gab es herrliche Rennspiele mit vielen anderen Kameraden. Diese Spiele dauerten aber nur diese eine Woche, dann war die Meßwiese wieder für ein Jahr bedeutungslos. In dieser Woche standen die Buden, füllten sich mit vielen guten oder geheimnisvollen Dingen - das Fest konnte beginnen! Jetzt besetzten wir die ersten Ränge in unserer Paterrewohnung und sahen Scharen von Menschen aus der ganzen Umgebung vorbeiziehen. Wertheim war ja das einstige Residenzstädtchen der Grafen von Wertheim und war in der alten Zeit sicher die Einkaufszentrale für die ganze Grafschaft, die dann Anfang des 19. Jahrhunderts der "Gebietsreform" unter Napoleon zum Opfer fiel.

Der erste Meß-Sonntag war ein großes Fest. Ich weiß nicht, ob es viel Stände mit nützlichen Dingen gegeben hat. Aber zum Naschen, zum Essen, zum Trinken gab es viele, dazu natürlich Karussell und Schiffschaukel. Und Schausteller

mit geheimnisvollen Hokus-Pokus-Zelten. Schon in der Werbung vor den Fassaden konnte man freischwebende Menschen sehen; zuerst lagen sie auf einer Liege, dann Hokus-Pokus, dann zog man die Liege unter ihnen weg und sie schwebten! Wie haben die das nur gemacht? Und dressierte Äffchen gab's und Tausendkünstler, und dann kam etwa 1905, vielleicht auch etwas später, der erste Kinematograph! Das war aufregend! Auf der Leinwand Menschen, die lebten - "wie du und ich" - nein doch nicht! Sie stelzten stumm und sehr geziert einher.
Das durften wir uns auch ansehen, obgleich sich im ganzen Zwänge nicht vermeiden ließen nach dem alten Lied:

"Wer Geld hat, der kann kaufen ein,
wer keins hat, der muß lassen sein
zu Wertheim an dem Main!"

Wertheims Lage an der Mündung der Tauber in den Main ist zwar sehr reizvoll. Aber sie bringt auch Gefährdungen mit sich. Wenn nämlich nach langen Regenzeiten sowohl der Main als auch die Tauber Hochwasser führen. Die Fluten von Main und Tauber werden bei dem Zusammenfluß aufgestaut und das Hochwasser ergießt sich in das Städtchen. Die ganze Altstadt steht unter Wasser, auch Teile links der Tauber. Angstvoll sehen wir, wie das Wasser sich vorwärtsschiebt, durch die sogenannten "Dohle" unter dem Bahndamm über die Straße; in den Kellern steht es längst, im tiefer gelegenen Teil des Hausgangs auch schon. Wir wohnen im sehr hoch gelegenen Hochpaterre und haben ebenerdig noch eine Haustür und können beim Bäcker und in andern Läden, die bergaufwärts angesiedelt sind, noch einkaufen. Aber die im Städtle! Durch das Wasser des Marktplatzes und der alten Gassen führen Holzstege. Boote bringen den Eingeschlossenen die nötigsten Lebensmittel. Wo nur die Bäcker backen und die Metzger schlachten?! Alle Läden stehen unter Wasser, die Ladentische schwimmen; viele werden betroffen weiterdenken. Aber nicht alle! Wir Schulkinder nicht! Wir haben schulfrei, wir laufen auf wenig gesicherten Holzstegen über den überschwemmten Markt und durch die Gassen. Wir sehen auf der Tauberbrücke zu, wie die Menschen über das Brückengeländer

sich in ein Boot schwingen und lachend und kreischend eine Fahrt wagen. Das Haus der Ritter von Zobel aus dem 16. Jahrhundert, mit seiner fachwerkgeschmückten Schmalseite dem Marktplatz zugekehrt, hat wohl viele solche Überschwemmungen mitgemacht und ist ohne Schaden geblieben. So haben sich die Wertheimer daran gewöhnt, Hochwasser nicht tragisch zu nehmen. Sie machten eher ein kleines Volksfest daraus und hatten Mühe, hinterher Hochwasser-Entschädigungen vom Staat zu erhalten. So hörten wir das als Kinder aus den Gesprächen der Eltern.
Übrigens hat das Haus der Ritter von Zobel eine große Anziehung auf unsere Familie ausgeübt, über Jahrzehnte hindurch. Es gehörte unserm Vetter Willy Kachel, dem Sohn von Onkel Michael. Das Kachels Haus blieb bis in die späten Jahre das heimatliche Haus in Wertheim, zuerst für uns Kinder verlockend durch Süßigkeiten, später für unsere Kinder auch so, immer aber durch die freundschaftlichen Beziehungen, die man dorthin hatte; zuerst zu Willy und seiner Rosa, dann zu Herbert und seiner Rosi, Kinder eingeschlossen. Willy hatte einen umwerfenden Humor. Frau M a y e r kaufte Brötchen: "Herr Kachel, heut sin Ihr Weckli aber rech kla."
Er: "Frau Mayer, wenn Sie erscht die Bätzli Teich gsehe hätte, dann täte Sie sich wunnern, daß die Weckli noch so groß worde sinn!" Oder: "Frau Schneider, gehts Ihne nit gut, Sie mache jo heut so e Gsicht?" - Sie: "Ach Herr Kachel, mir dun meine hinnern Zäh' so weh!" Er: "Ja, howe Sie den hinne a Zäh'?" Willys Sohn Herbert ist in seine Fußstapfen getreten; im Beruf eine zeitlang, in Gastfreundschaft und Humor immer. Aber er hat sein Abitur ausgenutzt und ist noch Lehrer geworden. Das Haus der Ritter von Zobel gehört ihm noch. Doch er wohnt jetzt in Kreuzwertheim und Herbert und Rosi sind immer noch die Verwandten, bei denen wir gern einkehren.

Kreuzwertheim haben wir Wertemer immer ein wenig über die Schulter angesehen. Es war ja dörflich, obgleich es älter als Wertheim ist. Es hatte ein Schloß, die Residenz der Fürsten von Löwenstein-Wertheim-Freudenberg. Aber dieser flache, weitläufige Renaissancebau war für uns uninteressant. Und es war bayrisch - also rückständig!

Aber einen großen Anziehungspunkt hatte es: Das war die Fähre, das "Fahr" genannt. Die Mainbrücke lag 1 km mainaufwärts. Wenn wir für Vater Versicherungsgeld einkassieren mußten - er hatte eine Vertretung als kleinen Nebenverdienst übernommen -, dann durften wir den Hin- und Rückweg mit dem "Fahr" machen (einfacher Fahrpreis für Kinder 2 Pfennige, für Erwachsene 5 Pfennige).
Wenn wir zum Besuch von Verwandten nach Kreuz wollten, dann bekamen wir je 2 Pfennige für den Hinweg; heimwärts mußten wir zu Fuß laufen. Der Weg kam uns entsetzlich weit vor! Schade, daß schon längst kein "Fahr" mehr von Wertheim nach Kreuz fährt!
Natürlich durften wir auch mit dem "Fahr" übersetzen, wenn wir Vaters Verwandte in der Haslocher Pfarrei besuchten. Es gab ja damals noch nicht die Maintal-Bahn Wertheim - Miltenberg und also auch nicht die Brücke über den Main bei Hasloch. Also gings von Kreuz aus zu Fuß etwa 5 km nach Hasloch, wo die begüterte Patin von Marle, die Frau des Metzgers Jacob O t t wohnte. Was die Einkehr bei der guten Marie Ott - das "Däutle" hieß sie bei uns - für uns bedeutete, kann man sich denken. Zu ihr durften wir zum Abendessen kommen. Zuerst wanderten wir auf den Hasselberg; kamen wir noch rechtzeitig, dann besuchten wir aber vorher den Gottesdienst in Hasloch. Wir müssen schon recht geübte Kirchgänger gewesen sein, als ich in Hasloch zum ersten Mal im Gottesdienst die bayrische Liturgie hörte. Denn ich erschrak sehr und dachte: "Ich habe ja gar nicht gewußt, daß unser Vater katholisch ist!"
Auf dem Hasselberg wohnte mit ihrer Tochter unsere Tante L i s a b e t h , die älteste Schwester unseres Vaters. Wir hatten sie mit einer scheuen Liebe gern; denn ein bösartiges Leiden zehrte an ihr und fing an, sie zu entstellen: Lupus, eine Art Hautkrebs, der damals nur mit Röntgenbestrahlung bekämpft werden konnte, zerstörte ihr Gesicht und wohl auch Hautteile am ganzen Körper. Tante Lisabeth wohnte, wie vor dem die elterliche Familie, im Hirtenhaus. Sie trug ihr Leiden mit christlicher Geduld. Wenn wir zu ihr kamen, war ihre Freude groß und sie bot alles auf, um

es uns gut zu machen. Wenn sie aber bei unserer Mutter rühmte: "Ich hob an Fetze Löffel Gas-Schmolz in den Kuche neigetan", war das "Gas-Schmolz" keine rechte Empfehlung. Die Mutter war als Bauerntochter mehr für Butterschmalz! Am Nachmittag ging es den steilen Berg hinunter in den Eisenhammer. Dort war die Schwester M a r g a r e t unseres Vaters mit Georg B ö s h e r z verheiratet und sie hatten eine muntere Kinderschar, die damals aber erst im Kommen war; Luise, die jüngste, wurde meine Patentochter. Onkel Bösherz war Pfälzer und als Arbeitsuchender in der Eisengießerei im Hammer geblieben. Er blieb uns immer ein wenig fremd, schon der Sprache wegen; seine temperamentvolle Frau stand uns näher.
Eine Schwester unseres Vaters, B a b e t t , war in Heidelberg verheiratet. Wir Mädchen hätten sie gern einmal besucht, denn ihr Mann war Eisverkäufer! Eines ihrer Kinder ist uns nur bekanntgeworden, die Gretel K e m p t n e r .

Ein sehr ernster, sehr kluger Bruder unseres Vaters war der Heinrich Höhn, der in der harten Lehrzeit als Schriftsetzer wohl durch Überanstrengung eine Rückgratverkrümmung bekam und klein und bucklig blieb. Er hatte später in Karlsruhe seinen Beruf, war führend in der Sozialdemokratischen Partei tätig, dann mußte er viel leiden durch die Nazis und war jahrelang ohne Anstellung und Verdienst. Seine Tochter Hedwig kannten wir näher. Seine Angehörigen wohnen noch heute in Durlach bei Karlsruhe.

Nach all den Verwandtenbesuchen um Hasloch herum und nach dem Abschweifen zu fernen Geschwistern unseres Vaters, sitzen wir nun am festlich gedeckten Tisch bei der Familie Ott in Hasloch. Der Vater der Marie Ott war der angesehene Bauer und Bürgermeister der Haslocher Gemeinde: er hieß S c h ä f e r . Er war der Pate unseres Vaters und so war die Verbindung mit den Familien Schäfer - Ott alt und herzlich. "Die M e t z g e r s " heißen sie bei uns. Manchmal ließen wir uns am Abend mit einem Boot über den Main fahren und gingen auf der badischen Seite durch

das endlos lange Straßendorf Bestenheit heimwärts.

Wir waren etwa 10 Jahre alt, als unsere Eichler Großmutter starb. Ihr Herzleiden muß sie noch sehr gequält haben. Die Mutter war einige Tage und Nächte um sie; wir Kinder durchlebten eine dumpfe Ungewißheit. Dann kam an einem Morgen unsere Mutter heim und brachte uns die Nachricht: unsere Großmutter ist gestorben.
Zwei Tage nachher, es war ein Himmelfahrtstag, standen wir an ihrem Sarg. Aber diese bleiche, so unendlich ferne,leblose Frau, das war ja nicht mehr unsere Großmutter! Diese erste Begegnung mit dem Tod hat mich durch Jahre hindurch erschüttert.

Wir kamen auch weiterhin noch öfter nach Eichel. Unsere Mutter half in der Landwirtschaft ihres Bruders Schorsch aus, wenn es nötig war. Er betrieb ja auch noch eine Wagnerei; seine Familie war groß; da saßen wir dann abends um den Tisch herum. Das tägliche Abendbrot war im Sommer Kartoffel und saure Milch, im Winter Kartoffel und Quark, Matte genannt. Man schälte seine Kartoffeln und legte sie auf den Holztisch vor sich hin, dazu löffelte man aus der großen Schüssel mitten auf dem Tisch seine saure Milch, rahmig, kühl. Ich sehe noch die Tante B ä r b e l , wie sie kurz vor dem Essen mit dem großen Steinguttopf aus dem Keller kommt. Die älstesten Töchter K a t h a r i n a und M a r i e l e waren nur wenig älter als wir. Sie kamen Sonntag früh nach der Kirche manchmal zu uns; denn unsere Mutter, die sehr geschickt im Nähen war und für sich und ihre Mädchen alles schneiderte, wurde auch von den Verwandten manchmal beansprucht. Das war für die Verwandtschaft eine billige Schneiderin, für die Mutter gab es doch einen kleinen Zuschuß in die Haushaltskasse.
In Eichel war noch eine Schwester unserer Mutter verheiratet, die Tante K a t h r i n e l e . Diesen Kosenamen behielt sie auch, als sie längst die Frau von dem Gütler und Taglöhner K a s p a r war. Der Name Kathrinele paßte auch zu ihr. Sie war klein und zierlich und immer freundlich und stammte aus der Ehe unseres Großvaters Wilhelm Kachel

mit der Witwe Diehm, also Schwester unseres Onkels Michael Kachel. Noch eine Schwester stammte aus dieser Ehe, das war die Tante Sophie G ö t z e l m a n n . Sie wohnte in Sablon, einem Vorort von Metz. Ihren Mann kannten wir nicht, der hatte sie in der Zeit, in der wir sie von Ars aus besuchten, längst verlassen. Aber einer ihrer Söhne tauchte in Wertheim eines Tages bei uns auf; ein großer dunkelhaariger junger Mensch, hager mit glänzenden Augen. Wahrscheinlich hatte er damals schon Schwindsucht. Er war abgeglitten, krank und ohne Heimat. Öfter war er im Gefängnis. Meine Eltern nahmen ihn auf, räumten ihm unser Stübchen ein, nahmen uns in ihr Schlafzimmer und pflegten ihn. Nach einiger Zeit kam er ins Krankenhaus und dort starb er. Wir hatten diesen geheimnisvollen fremden Vetter gern; manchmal durften wir an seinem Bett sitzen und da zeigte er uns sein verschnörkeltes großes Buch, das er rund um das Schusterhandwerk vollgeschrieben hatte, wahrscheinlich im Gefängnis. Das machte es noch interessanter. Einen anderen Wanderer beherbergte unser Stübchen einmal oder mehrmals. Das war der jüngste Bruder unseres Vaters, Johann Höhn. Die mutterlose Zeit im Elternhaus, eine unerhört schwere Lehrzeit bei einem Schlosser in Wertheim, das verkraftete unser Onkel Johann nicht, das war zuviel. Nach der Lehre ging er auf die Walz, wie man das Wandern der Handwerksburschen damals nannte. Unser Vater bemühte sich immer, Verbindung mit ihm zu behalten; es gelang aber sehr selten. Eines Tages ließ sich der Ruhelose doch heimholen. Unser Vater verschaffte ihm Arbeit, er kleidete ihn neu ein, die Eltern boten ihm Heimat. Eine Zeit lang ging es auch gut. Und dann war unser Onkel Johann plötzlich doch wieder fort. Er kam auch nicht wieder heim, lehnte auch meistens die schriftliche Verbindung ab, die Vater immer wieder anstrebte. Im ersten Krieg, 1915, bekamen die Eltern die Todesmeldung aus Rußland. Johann Höhn sei bei strenger Kälte zwischen den Fronten erfroren. Aber nach Monaten, Anfang 1916, erfuhren wir, daß er lebend in die Hände der Russen gekommen sei, wenn auch mit schweren Erfrierungen. Er werde in der nächsten Zeit auf dem Austauschweg über Schweden in die Heimat entlassen.

Ich war die erste aus der Familie, die ihn auf der Heimkehr in Hannover begrüßen konnte. Er fuhr zu meinen Eltern, erlebte kurze Zeit Geborgenheit und entzog sich doch bald wieder ihrer Fürsorge. In Frankfurt hat er die letzten Jahrzehnte seines Lebens verbracht. Dort ist er nach einem Unfall im Jahr 1945 gestorben. Unser Hermann war der einzige aus der Familie, der seinen Sarg zum Begräbnis begleiten konnte.

Wir wuchsen in unserem Elternhaus in einer warmen Geborgenheit auf. Es ging ganz menschlich zu wie überall, aber unsere Eltern lebten einander zugewandt, nie gegeneinander, wenn es um Entscheidungen ging. Ich habe lange nachgedacht, wie ich mit einem Wort meinen Vater charakterisieren könnte. Das Wort "lauter" ist mir schließlich in den Sinn gekommen. Und das trifft auch auf meine Mutter zu.

Unser Vater hatte sich der Arbeiterbewegung angeschlossen, die in jener Zeit darum rang, den Arbeitern mehr Rechte, mehr Achtung, mehr Verdienst zu verschaffen. Er setzte sich, seinem Wesen entsprechend, auch aktiv dafür ein. Ich sehe die Mutter noch in Ängsten und Sorgen stehen angesichts des ersten Streiks, der zu kommen drohte. Keinerlei Versorgung war zu erwarten. Der Streik kam nicht. Aber unsere Mutter wehrte ihren Leonhard auch nicht von diesem Weg ab. Sie traute ihm zu, daß er das Richtige tat.
Unser Vater hat sich durch die Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie nicht genötigt gefühlt, sein Christsein aufzugeben. Es war ziemlich lautlos unter uns, aber mit Zuwendung, sonst hätten wir nicht so selbstverständlich und gern den Weg in die Kirche gefunden. Sonst hätte die Mutter uns nicht Abendgebete und Lieder gelehrt. Sie sang gern mit uns. Sonst hätte unsere Mutter nicht in späteren Jahren einmal sagen können: "Es hat keinen Abend gegeben, an dem unser Vater eingeschlafen wäre, ohne vorher ein Vaterunser zu beten."

Seine aufrechte und lautere Art verschaffte ihm auch bei seinen Vorgesetzten Ansehen. Einer von diesen war der Prokurist Ernst D ö r r, der Vater unserer Freundin Else.

Vielleicht hat Herr Dörr, als der Gießermeister der Herdfabrik plötzlich starb, den Vorschlag gemacht, man könnte den Former Höhn so lange zum Stellvertreter des Gießermeisters einsetzen, bis ein neuer gefunden war. Selber konnte unser Vater nicht diese Stellung bekommen, weil er keine Gelegenheit gehabt hatte, die Meisterprüfung abzulegen.

Einige Monate tat er diesen Dienst; dann kam der Neue. Aber bald war zu spüren, daß dieser neue Mann es nicht ertrug, daß einer unter den Arbeitern war, der ihm eine zeitlang gleichgeschaltet war. Vater ertrug diese spannungsreiche Situation eine Weile, dann entschloß er sich zu gehen.

14 Tage war die Kündigungsfrist; dann war man brotlos. Die Gedanken der Eltern wandten sich Aschaffenburg zu. Dorthin war ein Arbeitskollege vor einigen Jahren abgewandert. Seine Familie und die unsere waren befreundet. Wir hatten die Familie R i e s mit unserer Mutter vor einiger Zeit schon einmal besucht; das waren alles kleine Lichtblicke.

Unser Vater fand Arbeit in der Güldner-Motorenfabrik. Das war für die damalige Zeit ein moderner Betrieb; auch der Wochenlohn war höher, die Arbeitszeit um eine halbe Stunde kürzer - Samstag war schon um 16.00 oder 17.00 Uhr Feierabend.

Vater fuhr noch wochenlang an jedem Wochenende heim, bis er eine - wie es schien - passende Wohnung gefunden hatte. Dann hieß es Abschied nehmen von unserer geliebten Heimat! Es war schwer.

Alles Bisherige war uns vertraut; das Neue lockte nicht. Am schmerzhaftesten war wohl das Losreißen von der Schule, von den vielen, zum Teil herzlich geliebten Kameradinnen, von denen ich die meisten nie mehr wiedergesehen habe. Aber auch von unserem alten Oberlehrer B a u m e i s t e r,

bei dem wir begriffen hatten, daß er eine verehrungswürdige Persönlichkeit war. Von der Schule riß ich mich mit Schmerzen los. Meine Vorstellung war, daß man nur auf der Schulbank lernen könnte; und lernen war meine große Freude. Als ich nach einem weiteren Vierteljahr in Aschaffenburg meine Schulzeit beenden mußte, denn dort gab es noch kein 8. Schuljahr, da weinte ich hemmungslos. Ihr lacht! Aber ich spüre noch heute den Schmerz, der mich schüttelte.

Aber Gott, der Herr, tat etwas Barmherziges mit mir. Er nahm mich bei der Hand und zeigte mir durch ein langes Leben hindurch, daß man immerzu dazulernen dürfe, müsse, auch ohne Schulbank. Und daß dies ein großer Reichtum für unser irdisches Leben werden kann. Daran muß ich jedoch den Spruch fügen, der mir in dieser Woche begegnete: "Der Geist des Menschen wird nicht satt, von allem was die Erde hat. Den Menschen sättigt nicht die Zeit, ihn sättigt nur die Ewigkeit." Alter Hausspruch (Mütterkalender 1978).

Aber jetzt ziehen wir also um. Ich sehe unsere Mutter im Abstellraum stehen und die restlichen Kohlen und das Holz in Säcke füllen. Da besucht uns zum ersten und letzten Mal ein Vikar, der unser Religionslehrer war. "Ob es denn nicht möglich wäre, daß unser Umzug hinausgeschoben werden könnte, bis wir im nächsten Frühjahr noch mit unseren Schulkameradinnen die Konfirmation gefeiert hätten?" Nein, das ging nicht mehr; wir hatten uns dreingegeben.

Nach wenigen Tagen fuhr unser Hausrat mit der Bahn voraus und wir reisten nach einem letzten tränenreichen Abschied von unserer Freundin Else, die eine Station weit mitgefahren war, in die Fremde.

Aschaffenburg

In der Betgasse in Aschaffenburg stand unser Möbelwagen vor dem Haus, in dessen 2. Stock wir wohnen sollten. Die Betgasse war eine schmale, vergessene alte Gasse. An ihrem Eingang

stand mächtig, fast trutzig, die Sandkirche, ein verwitterter roter Sandsteinbau. Daneben stand das Gefängnis, von einer hohen Mauer umgeben. Es lag unserer Wohnung gegenüber und wenn wir abends an den vergitterten Fenstern Gefangene sahen, die versuchten, die Freiheit etwas näher zu spüren, so verstärkte das unsere Schwermut noch. Kein lebendiger Mensch schien sich um uns zu kümmern. Aber wenn es abends dunkel wurde und das Feuer im Herd noch nicht ganz erloschen war, da sammelte sich unter dem Herd ein zappeliges Völkchen: schwarze Käfer, die ich so nur in Aschaffenburg in alten Häusern erlebt habe, Schwaben genannt; etwas kleiner und schmächtiger als Maikäfer.

Ich habe unsere Mutter niemals so niedergeschlagen gesehen als in diesen ersten Wochen in der Betgasse. Wir hatten alle Heimweh. Da tat unser Vater etwas ungemein Vernünftiges: Er ließ seine Frau und Töchter für einige Tage nach Wertheim reisen. Wir wohnten dort bei Bekannten, schnupperten Heimatluft - und merkten, daß wir doch nicht mehr nach Wertheim gehören. Ziemlich geheilt kehrten wir nach Aschaffenburg zurück. Bald darauf stand der Möbelwagen wieder vor der Haustür in der Betgasse. Die Eltern hatten eine gute Wohnung gefunden, mehr am Stadtrand, mit freundlichen Hausbewohnern, die uns das Eingewöhnen leicht machten, Hettingerstraße 5.

Die evangelische Gemeinde war noch klein, aber man kümmerte sich dadurch auch mehr umeinander; besonders auch durch das Vorhandensein des evangelischen Vereins. Die Schule war noch Konfessionsschule, doch es gab kein evangelisches Schulhaus, das für alle Klassen Raum bot. Als wir mit Mitschülerinnen durch das Schöntal eines Tages heimwärts gingen und einer anderen Mädchengruppe begegneten, erhob sich ein Geschimpfe, für das wir Höhns keine Erklärung hatten. Ach, sagten uns die Kameradinnen, das sind die Katholischen von der Luitpoldschule! Ergebnis der Konfessionsschule ....

Es war um die Pfingstzeit 1911. Als wir zum ersten Mal den Gottesdienst in der kleinen evangelischen Kirche in der Pfaffengasse besuchten, predigte ein junger Vikar. Er tat sich

schwer. Seine Schüchternheit und Befangenheit machten ihm sehr zu schaffen. Die kleine Hilfe, das Konzept auf die Kanzel mitzunehmen, war ihm untersagt; das tat man doch damals nicht! Meine Spottlust blieb mir im Hals stecken, er tat mir einfach leid. Er hieß Gottfried B l e n d i n g e r!
Wir kamen in der kommenden Sommerzeit wieder öfter mit der Familie Ries zusammen, machten Ausflüge miteinander und betrachteten die Tochter Marie Ries als unsere Freundin, viele Jahre lang. Aber es gelang und Zwillingsschwestern nicht, echte Freundschaftsgefühle für sie aufzubringen. Sie blieb uns fremder, als es für eine Freundschaft gut ist.

In diesem ersten Aschaffenburger Sommer erkrankte unsere Mutter an einer schweren Lungenentzündung. Wir brauchten Hilfe. Und so wurden wir mit den Augsburger Schwestern unserer Gemeindehilfe bekannt, die uns nah verbunden blieben.

Die großen Ferien nach Abschluß der Hauptschule gehörten uns noch einmal unbeschwert. Wir wurden mit Aschaffenburg, mit der schönen Umgebung, mit Klassenkameradinnen bekannter. Wir schwammen im Main, in der Badeanstalt, die durchaus nicht schöner war als die Wertheimer Schwimmschule, wo uns der Bademeister S c h e e l h o r n mustergültig das Schwimmen beigebracht hatte. Die Wertheimer Schwimmschule lag günstig vom Städtchen mainaufwärts, die Aschaffenburger mainabwärts, so daß alle Abfälle des Schlachthofes, aber auch aller Haushaltungen zuerst die Badeanstalt passieren mußten, bevor sie sich nach und nach in ungefährlicher Verdünnung von den Fluten weitertragen ließen. Passiert ist anscheinend nie etwas; aber nach Jahren war man auch hier zu dem Entschluß gekommen, bessere Badegelegenheiten zu schaffen.

Während der Ferien hatten unsere Eltern in Erfahrung gebracht, daß sie uns in einer Fortbildungsschule anmelden konnten, die etwas mehr geistige Schulung bot, als die überfüllte städtische Berufsschule, in der es noch keine Fachgruppen gab, vielleicht noch gar kein klares Ziel -, aber evangelischen Religions-

unterricht! DAs war für die zwei "Höhns" wichtig; denn Religionsunterricht für Evangelische gab es in der an die "Höhere weibliche Bildungsanstalt" angeschlossene Fortbildungsschule nicht. Und wir vier oder fünf Evangelischen beschlossen, den Pfarrer in der städtischen Berufsschule zu fragen, ob wir dorthin in den Religionsunterricht kommen durften. Ich mußte als Sprecherin zu ihm ans Pult, fragte verlegen und bekam für uns alle freundlich die Erlaubnis. Zu ihm kam man aber auch gern. Es war Gottfried Blendinger.

Der Arme hatte etwas durchzustehen! Die Schüchternheit auf der Kanzel verlor er allmählich. Aber die "Rotte Korah", die in dieser wöchentlichen Religionsstunde in Gestalt von etwa 90 übermütigen bis frechen 13- bis 16jährigen Mädchen ihm zusetzten, die brachte ihn ans Ende seiner Fassung. Sie schwätzten, sie schrien, sie vesperten, sie flochten ihre Zöpfe, rannten auch manchmal aus der Bank; jedenfalls hörten sie niemals zu. Sicher benahmen sich nicht alle so, aber die Ungebärdigen beherrschten die Szene. Ich sehe ihn noch, die Hände gegeneinandergepreßt (sicher hätte er lieber Watschen ausgeteilt) durch die Reihen gehen und verzweifelt ausrufen: "Herrschaft nei!!" Wir "Braven" fielen nicht auf. Marie und Luise Höhn versuchten zwar manchmal mit unserem alten Trick, unsere Plätze zu wechseln, die Lehrer in Verwirrung zu bringen. Aber dieser Vikar hat behauptet, er hätte uns nie verwechselt!
Also, wir sind jetzt aus der Hauptschule entlassen, aber noch nicht konfirmiert. So wurde die Berufswahl noch ein wenig hinausgeschoben, obgleich nach allgemeinem Familienbeschluß für mich die Weichen längst gestellt schienen: Ich sollte Näherin werden, meinen Talenten entsprechend. Ich konnte so schöne gleichmäßige Stiche machen, das war doch ein deutlicher Hinweis auf diesen Beruf! Für 1. Januar 1912 fand sich auch eine Lehrstelle für mich in einem guten Bürgerhaus in der Dalbergstraße.

Marles Berufswahl wurde noch zurückgestellt. Sie war nach einer Rippfellentzündung noch lange kränklich und brauchte Schonung. Aber nach Monaten fand sie eine kaufmännische Lehrstelle im Büro des Bruders meiner Schneiderin R o t h am

Dalberg. So waren die Zwillingsschwestern wieder unter einem Dach.

Ich sprach davon, daß unsere Mutter zu Beginn unserer Aschaffenburger Jahre schwer krank war, und daß uns damals die Diakonissen unserer Gemeindehilfe beigestanden haben. Wir sind ihnen nahegekommen. Als wir konfirmiert waren, haben sie uns in ihren Jugendkreis eingeladen. Das Wort "Jugendkreis" war damals noch nicht eingeführt, er hieß ehrbar und züchtig "Jungfrauenverein", sein eigentlicher Name war Maria-Martha-Verein.

Wir 14jährigen Jungfräulein waren vermischt mit allen jugendlichen Lebensaltern, bis zu 20 Jahren und noch darüber. Diese Mischung war günstig. Wir waren gern dort und fanden Freundinnen für lange Jahre. Auch mit liebenswerten älteren Frauen kamen wir in Berührung; denn die Schwestern gaben auch dem Frauenmissionskranz eine Heimat. Zu dieser wöchentlichen Zusammenkunft luden sie auch uns Junge ein und dazu kamen wir gerne, denn der Missionsabend war dem Vikar Blendinger anvertraut. Für ihn schwärmten wir alle, ich glaube ausnahmslos!

Nach dem Bericht über Bartholomäus Ziegenbalg (bitte Missionsgeschichte nachlesen!) und nach dem Abschluß des Abends standen wir Jungmädchen noch eine kurze Zeit fröhlich mit unserem Vikar herum. Das war für uns wahrscheinlich der schönste Teil des Abends. Es ging so fröhlich, so unverbindlich weiter.
Wenn "der Verein" mit den Schwestern einen Ausflug machte - nur ein paar Stationen Bahnfahrt oder eine Fußwanderung in die Vorspessartberge, war "der Vikar" auch eingeladen. Und er brachte das Opfer und fuhr mit! Manchmal waren auch die alten Missionsfreunde dabei, alle munter und zu Späßen und Spielen aufgelegt. Ein Wettlauf im Wald bei Laufach; eine Fahrt auf den Breuberg im Odenwald, an die ich immer noch mit dem Glücksgefühl denke, daß mich damals überkam; eine Wanderung auf die Geißhöhe bei Eschau, bei der mich dauernd Eifersuchtsgefühle plagten, weil eine sich immer in die Nähe des Vikars drängte - aber sie meinte ihn gar nicht, sondern seinen Vetter, den er mitgebracht hatte!

Er brachte manchmal kleine Geschenke für die Mädchen mit, die ihm beim Kassieren der Diakonievereinsbeiträge geholfen hatten; Faberbleistifte z.B.. Das kleine Taschenmesserchen, das auch dabei war, gab er zuletzt ganz beiläufig Luise Höhn. Er stand später einmal mit den zwei anderen Vikaren in der Nähe des Schulhauses, aus dem gerade die 90 frechen Mädchen herausströmten, die seit einiger Zeit einen anderen Religionslehrer hatten. Leise erhob er die Hand und winkte ein wenig - ganz wenig. Ich bezog es auf mich, wie selbstverständlich. Es war mir bewußt geworden, daß er mich meinte. Später sagte er mir einmal, daß er an einem Abend bei den Schwestern, denen wir bei Umzugsvorbereitungen geholfen hatten, zum ersten Mal beschlossen haben, die Luise Höhn zur Frau zu nehmen. Wir waren so fröhlich, übermütig wie kaum vorher; ich weiß es noch wie heute. Doch die Luise Höhn war erst 15 1/2 Jahre alt, sie war noch zu klein!

Aber als ich gewahr wurde, daß er sein Herz mir zuwandte, war ich zuerst eher bestürzt als glücklich. Also so einer war der Vikar! Er wußte doch genau, daß es für ihn nicht möglich war, ein ungebildetes Mädchen, ein Kind aus der Arbeiterwelt zu heiraten! Warum machte er mir Hoffnungen? Damit mußte ich mich erst einmal auseinandersetzen! Es gab für mich auch kein Beispiel, an dem ich mich hätte trösten können. Auch niemand, mit dem ich mich hätte besprechen können. Doch! Vielleicht mein Marle! Wir hatten uns ja bisher alles anvertraut.

Die Zeit ging hin. Meine Lehrzeit ging nach zwei Jahren ihrem Ende zu. Ich bereitete mich auf meine Gesellenprüfung als Schneiderin vor. Das war damals keine große Sache. Vorbereitung kaum, außer dem Kleidungsstück, das man bei der Prüfung vorlegen und natürlich selbst angefertigt haben mußte. Was man theoretisch wissen mußte, das erfuhr man erst, als man es bei der mündlichen Prüfung eben nicht wußte. Ich war hocherstaunt, als ich beim Abschluß erfuhr, daß ich als einzige unter den etwa 10 Mädchen Note 1 bekommen hatte. Wie wenig mußten wir also alle gewußt haben!

Der Herr Vikar aber war sichtlich stolz, als es beim nächsten Missionsabend herauskam! - Er hatte inzwischen seine Berufung zum Pfarrer von Betzenstein erhalten für September 1914. Doch soweit kam es jetzt nicht. Kriegswolken zogen auf.

Die Mordtat von Serajewo, die dem österreichischen Erzherzog und seiner Frau das Leben kostete, forderte scheints blutige Rache. Wir Deutsche mußten zu unserem Schutz- und Trutzbündnis mit Österreich-Ungarn stehen. Die Gegenfront formierte sich - zunächst war es England und Frankreich und bald auch Rußland - der Krieg schien unvermeidlich. Und so wurde er Anfang August auch begonnen! Wie lange es unterschwellig gebrodelt hat, wie lange es gedauert hat, bis alle, auch die Arbeiterschaft, überzeugt waren, daß es so sein mußte, das wußten wir damals Heranwachsenden nicht. Aber alt und jung wurde immer mehr in eine vaterländische Begeisterungswelle hineingerissen. "Mit Gott für Kaiser und Vaterland" - so zogen die grauen Scharen hinaus. "Bevor die Blätter fallen", so versprach der Kaiser, "ist dieser Krieg siegreich beendet."

Gottfried Blendinger hatte seinen Gestellungsbefehl für den 3. Mobilmachungstag bekommen. Er mußte sich als Sanitäts-Gefreiter bei seinem Truppenteil in Heidingsfeld bei Würzburg einstellen und von dort wurden die Kolonnen alsbald an die Westfront abtransportiert.

Zwei Tage vorher wurde ich von meiner Schneiderin an die Tür gerufen. Ein Herr stand dort. Er hatte einen Grund gefunden, noch einmal zu kommen, die Diakonievereinsquittungen! Ein Händedruck, ein herzlicher Blick, die Bitte: "Denke manchmal an mich!" - Das war der Abschied. Ich war ja noch zu klein! Es wurde grau.

Dazu kam, daß auch beruflich kein Ausblick war. Dies erkannte auch meine Lehrmeisterin. Und vielleicht erfüllte sie sich einen Wunsch, als sie mich fragte, ob ich bei ihr im Haushalt mithelfen wollte. Ihrem Dienstmädchen hatte sie gekündigt. Ich sagte zu. Und so stieg ich aus dem Aufgenommensein in dem wohlhabenden alten Bürgerhaus um in die Dürftigkeit der frischentwanzten Mägdekammer. Mein Monatslohn war DM 16,-- bei

freier Verpflegung und unbegrenzter Arbeitszeit! Ich war gewissenhaft in der Arbeit und dadurch umständlich und wahrscheinlich auch zu langsam. Meine Arbeitgeberin dachte wohl nicht daran, mir die Handgriffe beizubringen, mit denen man die Arbeit etwas schneller zu Ende bringen konnte. Einmal war ich noch nachts um 1/1 12 Uhr dabei, das Treppenhaus am Samstag zu fegen mit Seife und Bürste. Meine Kleider waren naß und steifgefroren. Ich glaube, verbittert war ich nicht, aber verdrossen, daß ich's nicht rascher fertig brachte. Sonntags kam mein Marle und half mir beim Abspülen, damit ich doch ein paar Stunden Freizeit hatte.

Einmal kam noch ein Brief von Gottfried Blendinger. Er erzählte von seinem Leben als Sanitätsgefreiter ohne jegliche Ausbildung; Kartoffelschälen und Küchendienste; bei den vielen Durchfallkranken niedrigste Arbeit, die man den Nichtausgebildeten zuschob. Gefahren durch Beschuß ohne jegliche Deckung! Wohlleben der Verantwortlichen.

"Ich denke oft an Dich", war das tröstliche Wort in diesem Brief. - Und dann kam nichts mehr.

Übrigens hätte auch meine Lehrmeisterin gern gewußt, was in diesem Brief stand. Sie hatte gesehen, wo ich ihn hingesteckt hatte. Ihre Schwester schickte mich also in die Küche, ich solle mir ein paar Birnen holen. Ich kam zu schnell zurück. Die Schwester fing mich ab und sagte: "Ach, die Birnen sind ja ganz hart!" - "Ja, aber die esse ich gerade gern," es war nicht einmal gelogen! Ich kam gerade ins Zimmer, als der Brief - leider ungelesen! - wieder an seinen Platz zurückgebracht wurde.

Nach und nach sickerte ein Gerücht durch, der Pfarrer Blendinger habe Typhus. Und es wurde dann auch offiziell bestätigt. Ich hatte niemand, den ich fragen konnte; ich mußte warten.

Aber dann wurde meine künftige Schwiegermutter aktiv. Sie schrieb mir einen Brief: ob ich wohl für einige Wochen nach Hannover zu ihrer Tochter kommen könnte, um ihr beim Umzug Anfang Februar 1915 zu helfen. Ich weiß nicht recht mehr, ob sie von ihrem Sohn etwas berichtete, Aber der Brief war ja auch eine Aussage. Ich zeigte ihn erwartungsvoll meinen

Eltern. Aber mein Vater war zögernd.

Schließlich sagten mir meine Eltern, daß sie vor Wochen, also im Herbst, einen Brief von Gottfried Blendinger bekommen hätten, in der um die Hand ihrer Tochter Luise bat. Aber sie sollten der Luise noch nichts sagen - sie wäre noch zu klein! "Jetzt aber", meinte mein Vater, "müssen wir es dir sagen; du mußt nun selber entscheiden, ob du nach Hannover willst oder nicht." Ich wollte! Die Kündigung bei meiner Lehrmeisterin fiel mir nicht schwer.

Aus den paar Wochen in Hannover wurden 1 1/4 Jahre. Man gab sich Mühe, die Luise Höhn etwas hochzutrimmen, damit sie doch halbwegs so etwas wie eine Pfarrfrau darstellen könne!

Man nahm mich liebevoll auf; es wurde bald eine herzliche Freundschaft daraus, die bis zum heutigen Tage weiterbesteht. Meine Schwägerin hat mich nur ein einziges Mal enttäuscht: als sie sich nämlich mit ihrer Familie heimlich vor der Glastüre aufbaute, hinter der ich meinen Verlobten nach seiner Heimkehr zum 1. Mal begrüßte! Das war im Mai 1915. Aber in den Januarwochen, während ich mich zur Reise nach Hannover rüstete, hatte Gottfried eine sehr schwere Zeit zu bestehen. Der Typhus hatte ihn lebenbedrohend gepackt. Zwischen Wachen und Bewußtseinsstörungen, zwischen Bangen und Hoffen verbrachte er notvolle Wochen. An seinem Geburtstag, am 27. Jan. 1915, war er zum 1. Mal hellwach. Und da war es, daß er eine Stimme hörte: "Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Hern Werke verkündigen!" Dieser Zuspruch erfüllte ihn mit Zuversicht, Hoffnung und neuen Lebenskräften. Er lag im Lazarett in Lille in Nordfrankreich.

Ende März war er so weit genesen, daß er nach einer letzten Untersuchung zur Bestätigung, daß er kein Bazillenträger mehr sei, in das Genesungsheim Niederdollendorf im Siebengebirge bei Bonn einrücken konnte; noch mit der feldgrauen Uniform, noch mit dem Bart des Kriegers, noch mit dem angegriffenen Herzen - aber mit neuer Lebenshoffnung und mit der Freude auf

den Beruf, den er liebte. Anfang Mai wurde er in die Heimat nach Lauf entlassen.

Von daheim aus fuhr er bald nach Aschaffenburg, um seine Zelte abzubrechen, um alte Freunde zu besuchen, und wahrscheinlich, um das handgreiflich zu spüren, daß sein Leben weiterging. Er besuchte auch Höhns in der Hettingerstraße.

Mein Vater hatte ihm auf seine Werbung um die Luise geschrieben: "Herr Pfarrer, ich möchte Ihnen Ihr Wort noch einmal zurückgeben. Prüfen Sie Herz und Nieren!" Nun mußte er doch den Eltern Höhn sagen, daß er zu seinem Entschluß stehe. Und nun wagte meine Mutter noch einen schüchternen Einwand. Sie dachte an ihre Zwillinge, die sie so genau kannte; an die Luise, die immer "vorne dran" war, wie die Mutter das nannte, und an ihr Marle, das zwar auch genau wußte, was es wollte. Aber Marie mit ihrem unwiderstehlich freundlichen und sanften Blick, die war nach Mutters Vorstellung die passendere Pfarrfrau. So sagte sie also: "Herr Pfarrer, meinen Sie nicht, die Marie passe besser zur Pfarrfrau als die Luise?" - Aber mein alter lieber Vikar sagte entschieden: "Nein, ich will die Luise; die hat's hinter den Ohren!"

In dieser Zeit bekam ich nach Hannover einen Brief von ihm, und das war die Brautwerbung. Von da ab durfte es also auch für mich erkennbar werden, daß wir zusammengehören. - Bewußt war es mir schon lange!

Im Juni 1915 trat Gottfried seine Pfarrstelle in Betzenstein an; alt und jung freute sich, daß man nun einmal so einen netten jungen Pfarrer hatte. Der Vorgänger, ein achtbarer und frommer Mann, den wir sehr schätzen lernten, war so unerbittlich streng. Und dieser neue junge Pfarrer war noch zu haben! Meine Schwiegermutter hat scheints eine letzte Scheu, daß ihr Gottfried so daneben gegriffen hatte, noch nicht ganz überwinden können und so wurde also unsere Verlobung nicht bekanntgegeben, nicht in Lauf, nicht in Aschaffenburg, nicht in Betzenstein. Ich fand das nicht aufregend; wir gehörten ja zusammen.

Vor einigen Monaten, im Sommer 1978, besuchte mich eine Frau aus Lauf, die zu dem jungen Freundeskreis der Blendinger-Geschwister gehört hatte. Wir kamen auf die alte Zeit zu sprechen; und da sah ich an ihrem verlegenen, nachsichtigen und auch ein wenig überlegenen Lächeln noch etwas von dem Schock, den sie alle damals erlitten hatten.

Ich war bald nach meiner Rückkehr von Hannover ein paar Tage im Laufer Elternhaus zu Gast. Gottfrieds Eltern haben mich mit viel Haltung in ihre Familie aufgenommen, die Geschwister überhaupt. Zu Gottfrieds Aufzug in Betzenstein, der einige Wochen später erfolgte, hat man mich aber lieber doch nicht eingeladen.

Weil die Luise Höhn aber zum Heiraten immer noch zu klein war, mußte der arme Gottfried nun über ein Jahr allein in dem alten Betzensteiner Pfarrhaus hausen. Ich sage "hausen" und denke daran, daß er mir kurz vor unserer Hochzeit sein einziges Gedicht geschickt hat, das er verfaßt hat:

"Die Zeiten sausen, die Wochen vergehn;
bald werde ich hausen mit Luise Höhn!"

Am 5. September 1916 war es so weit!

In der schrecklichen Zeit, in der im Ersten Weltkrieg die Somm-Schlacht tobte - feierten wir unsere Hochzeit in der Wohnung meiner Eltern, schon aus Raumgründen nur im engsten Familienkreis. Aber auch aus Ernährungsgründen! Es waren gerade die Fleischmarken eingeführt worden und unsere Mutter war glücklich, daß sie noch einen markenfreien Hochzeitsbraten bei ihrem Metzger zugeteilt bekam.

Die Trauung in unserer Aschaffenburger Kirche hielt uns Gottfrieds Vater; Gottfrieds Eltern und ihre beiden Söhne Eduard und Hans waren als einzige auswärtige Angehörige

gekommen; Hans, der Fliegerleutnant, hatte gerade Urlaub von der Front; Luise von Hannover konnte ihres Säuglings wegen nicht kommen. Mein Vater und Oskar H a h n , Gottfrieds Vetter, der in Aschaffenburg Stadtvikar war, waren die Trauzeugen und Oskar Hahn also der einzige Vertreter der gesamten Verwandtschaft.

Die vollbesetzte Kirche setzte sich aus Teilnehmenden (dem armen Vikar gegenüber), aus Neidischen (der Luise gegenüber) und hoffentlich auch solchen zusammen, die sich herzlich über unser Glück freuten und uns ihre Glückwünsche aussprechen wollten.
Der Trautext, den Gottfrieds Vater für uns auswählte, steht in Galater 6, 2. Er heißt:

"Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen."

Mein ganzes Leben hindurch habe ich ihn noch nicht ausgelernt!

Am späten Nachmittag reisten Gottfrieds Angehörige wieder ab, Hans direkt an die Front. Der Jugendkreis kam noch mit den Diakonissen, die mir auch den Myrthenkranz und den Brautstrauß gebunden hatten. Sie sangen uns ein Lied - ich glaube, sie schmissen um; - aber das hat unserer Freude keinen Eintrag getan. Dann begann unsere Hochzeitsreise - meine Lebensreise!

Nach kurzem Aufenthalt in Gleißenau (Karl und Marie N i c o l) und bei den Eltern in Lauf machten wir uns auf den Weg nach Betzenstein. Es begann die glücklichste Zeit meines Lebens.

Das Glücksgefühl, daß wir uns von jetzt ab ganz gehörten, das habe ich nur noch einmal gehabt: Als mir mein erstes Kind in die Arme gelegt wurde!
Ich glaube, unsere jungen Nachkommen, die daran gewöhnt sind, vom Anfang ihrer Beziehungen an auch körperlich sich zu verbinden, können dieses Erlebnis "Ehe" nicht mehr ganz begreifen. Leiden sie nicht daran, daß Eheschließung die für sie endlich notwendige Zweckverbindung geworden ist? Aber wenn Ihr wollt, ich lasse mich belehren!

Und damit wollte ich aufhören!
Ich dachte, ich hätte das Notwendige aufgeschrieben, das für Euch, meine Kinder und Enkel, wissenswert sein könnte. Aber Christian bat: "Ach Mutter, schreib doch ein wenig weiter über die Wildwestjahre in Betzenstein!"Die hatte er als Jüngster kaum, nein gar nicht mehr wahrgenommen. Eineinviertel Jahre war er beim Wegzug alt.

So schreibe ich halt weiter, so lange mir Gott noch Zeit läßt.

Betzenstein

Dem Empfang in Betzenstein machten uns die Betzensteiner so festlich wie nur möglich. Als wir am Sonntag nach der Hochzeit in Simmelsdorf unsere Fahrräder aus dem Zug holen wollten, stand die geschmückte Kutsche unseres Forstmeisters schon am Bahnhof. Das hatte sich die Frau Forstmeister B i r k m a n n , die den einsamen jungen Pfarrer so lange unter ihre Fittiche genommen hatte, nicht nehmen lassen. Leichte Verlegenheit! Was machen wir nun mit unseren Rädern? Mein praktischer Gottfried wußte Rat: Mein Fahrrad wurde in die Kutsche verladen, ich zum Fahrer auf den Kutscherbock; er schwang sich auf sein Rad und radelte fröhlich neben uns her. Als Betzenstein in Sicht war, wurden beide Räder irgendwo abgestellt, sicher hinter einem Busch, und wir saßen feierlich vereint im geschmückten Wagen. Nicht lange! Denn einer unserer beiden Lehrer hatte sich an der Straße mit seinen Schülern aufgestellt und das erste Empfangslied erklang. Und als wir durchs Städtle zu unserem alten Pfarrhaus gefahren waren, stand dort der Herr Kantor mit den "großen"Schülern und machte uns unsern Eintritt in das alte Pfarrhaus durch Lieder und Ansprache würdig und schön. Ins Haus hinein führte uns dann nur mit triumphierenden Blick die " P e t e r i ", die Frau des Mesners Peter S p e r b e r , der mit seiner großen Familie im alten Stadttor wohnte, das an den Pfarrgarten angrenzte. Die Peteri wußte, warum sie so siegreich erwartungsvoll schaute! Liebende, fürsorgliche Hände hatten in Küche und Wohnzimmer festlich alles aufgebaut, was man in dieser kärglichen Zeit brauchte, um wirtschaften zu können, um aus dem Vollen zu schöpfen!

Auf dem girlandengeschmückten Küchentisch stand Brot und Butter, Schmalz und Mehl und Milch, sicher auch Salz, Schinken und Wurst, auf dem Herd zwei bratfertige Täubchen in einem irdenen Tiegel aus der Hafnerei der Familie W o l f r o m . Im Wohnzimmer waren in schönen Schalen und Körbchen Blumen und Obst, irgendwo ein Kuchen - ach Marie M e r z , Margaret und Kuni L i p f e r t , Retl W a g n e r , Auguste H ä m e l , wäret ihr doch noch da, könnte ich euch doch noch fragen, was ihr alles an guten Gaben, an Liebeserweisen für uns zusammengetragen habt!
Die Liebeserweise waren vergänglich, eure Liebe ist uns geblieben und hat mir den Anfang und Fortgang meiner Betzensteiner Jahre verschönt und bereichert. Nichts von Wildwest! Wir lasen miteinander, wir wanderten miteinander, wir ließen uns von Gottfried Blendinger in die Erdkunde einführen und in die Sternenkunde. Er hatte seine Sternkarte, wir ein Laternchen. So zogen wir miteinander auf steinigen Wegen auf den nächtlichen Windmühlberg, suchten Sternbilder, verglichen mit der Sternkarte und lernten uns auskennen. Eine junge Lehrerin, Marie P o m r e n k e , war inzwischen auch noch dazugekommen. Marie M e r z , die wache Beobachterin, kam eines Tages ganz aufgeregt ins Pfarrhaus und sagte: "Da stimmt etwas nicht am Sternenhimmel! In einem Sternbild steht ein heller Stern und der gehört da nicht hin!" Wir fanden ihn dann auch. Nach drei Tagen stand in der Zeitung, die Bamberger Sternwarte hätte einen neuen Stern entdeckt, eine Nova, die man sich nur so erklären könne: Durch eine Weltenkatastrophe sei vor unendlichen Zeiten ein Stern in Flammen aufgegangen. Jetzt wäre der Schein des Weltenbrandes zu uns gedrungen und wäre eine kurze Zeit als Stern erster Größe zu sehen. Nach zwei bis drei Wochen würde er erlöschen. Es war so! Und wir kleinen Erdenwürmer in unserem abgelegenen Wildwest-Betzenstein waren späte Beobachter eines so ungeheuerlichen Geschehens, dank der aufmerksamen Beobachtung unserer Freundin und dank des Fehlens von Straßenlampen! Aber sie hat nicht nur so große, sie hat auch unscheinbare Ereignisse beobachtet - und auch bedichtet.

Eines Tages erzählte sie mir:
"Als Dein Mann noch so allein in seinem alten Haus wohnte, schaute ich mich einmal um, er war im Studierzimmer und pst, ich mußte vorsichtig hereinkommen. Er hatte nämlich gerade seinen Mäusen Brosamen ausgestreut - und sie kamen! Aber eine war so zutraulich, daß sie ihm ins Hosenbein schlüpfte. Sie kam in dem dunklen Tunnel nimmer zurecht. Da streckte er das Bein vorsichtig von sich und das erschrockene Mäuslein kam unversehrt wieder ans Tageslicht und verschwand. Ich schreie nicht, wenn ich eine Maus sehe, aber diesen Mäusezirkus löste ich auf, als ihn Gottfried nicht mehr brauchte um seine Einsamkeit ein wenig aufzuhellen." Seine Mäuse suchten nun anderswo ihr Futter.

Man merkt, wir wohnten in einem alten Haus, unter dem Nordabfall des Burgfelsens gelegen, sonnenlos, kalt und feucht. Gottfried sagte mir, in einer alten Pfarrbeschreibung habe er gelesen, daß im Jahr 1584 zum ersten Mal geplant war, ein neues Pfarrhaus zu bauen! Der Priester in der vorreformatorischen Zeit hatte ein Söldnerhaus, wie sie für die Landsknechte unterhalb der Burg gebaut waren, zur Wohnung bekommen. Als aber nach Einführung der Reformation auch Betzenstein, an der Grenze des Nürnberger Gebiets, evangelisch wurde, mußte man sich Gedanken machen, wo die Pfarrfamilie wohnen solle. Es wurde aber kein neues Haus gebaut, sondern das vorhandene um das Doppelte verlängert. Das mußte für lange Zeit genügen. Dann endlich entschloß man sich - nein, noch nicht - ein neues Pfarrhaus zu bauen, sondern das Vorhandene aufzustocken! Das muß in der Zeit nach dem Neubau der Kirche (1. Hälfte des 18. Jahrhunderts) geschehen sein, wie man aus der Stukdecke in unserm alten Wohnzimmer schließen kann. Es war also in seiner jetzigen Form etwa 150 Jahre alt, als wir 1916 einzogen. Wir haben glückliche Jahre in unserem alten Pfarrhaus verbracht. Ich habe mich niemals nachher so mit Wehmut von unserem Pfarrhaus getrennt wie von diesem, als wir 1927 in das neue Pfarrhaus einzogen, von dem eine Frau bewundernd sagte: "Wie im Himmel!" Aber mein Mann und ich hatten ein Stück Gesundheit eingebüßt in dem alten Bau, der uns keine große Wohnung bot, weil

das untere Stockwerk nicht bewohnt werden konnte, da es sehr feucht war.
Wir haben schließlich mit vier von unseren fünf Kindern ein gemeinsames Schlafzimmer gehabt. Im letzten Jahr stand das Bett meines Mannes im Wohnzimmer. Als aber eines Tages Visitation durch den Kreisdekan (P r i e s e r) stattfand, haben wir törichten Leute das Bett für einen Tag rausgeräumt, um dem Herrn Kreisdekan diesen Anblick zu ersparen!

Es gab vieles nicht in Betzenstein. Kein elektrisches Licht, meistens Karbidlampen, in besonderen Fällen die Spirituslampe; soviel ich weiß nur selten Petroleumlampen. Spiritus, Petroleum, das war im Krieg knapp geworden. Als ich Retl W a g n e r , die junge Lehrerin, die hier daheim ist, kennenlernte, reiste sie gerade nach den Ferien wieder an ihren Schulort, mit einem Kännchen voll kostbarem Petroleum.
Elektrisches Licht wurde etwa 1920 eingerichtet. Wasserleitung gab es seit 1901. Die Wassernot der vorigen Zeiten haben wir also nicht mehr miterlebt. Es gab natürlich auch kein Badezimmer im Haus. Ich sehe noch den großen hölzernen Waschzuber samstags in der Küche stehen. Darin wurden die Kinder nacheinander abgeschrubbt. Wochentags allerdings Körperpflege mit kaltem Leitungswasser. Das blieb auch so, bis sie diese Arbeit selber übernehmen konnten. Dann wurde sie für eine zeitlang eingestellt, wie sie so nacheinander mir in späteren Jahren gestanden haben!

In unseren ersten Betzensteiner Jahren wohnte der nächste Arzt 18 km entfernt. Er kam jede Woche einmal mit seiner Kutsche und wer ihn nötig hatte, wartete auf ihn, falls er nicht in ganz dringenden Fällen extra geholt wurde. Einmal hatten wir uns mit unseren drei Freundinnen verabredet, eine Wanderung zu der alten Staufenburg Hohenstein zu machen. Da ging die Schreckensnachricht durchs Städtle: Unserem Dreschmaschinenführer P r ö s c h e l hatte der Treibriemen der Dreschmaschine den Arm weggerissen. Mein Mann eilte zu ihm, unserm Nachbar. Er lag noch an seinem Arbeitsplatz, der Arm lag auf dem Boden. Sachkundige

bemühten sich um den Verunglückten, darunter die junge Arztwitwe Margarete F i s c h e r , geb. Lipfert. Als die erste Hilfe getan , der Arzt gerufen war, der die Einweisung ins Krankenhaus anordnete, entschlossen wir uns doch noch zu der Wanderung. Und da sahen wir von unserm Feldweg aus den Krankentransport auf dem Sträßle nach dem 18 km entfernten Krankenhaus Schnaittach. Der Krankenwagen war ein Leiterwagen; in den hatte man das Bett eingebaut und so fuhr man unseren verunglückten Pröschels-Nachbar vorsichtig, langsam die endlose Straße dahin. Er ist wieder geheilt nach Hause gekommen. An den Armstumpf hat man einen Greifen anmontiert. Er lernte damit umgehen und hat noch viele Jahre lang im Feldbau gearbeitet. Ein ernster Mann!

Ein Name fällt mir ein und die zwei liebenswerten Menschen, die ihn trugen: Wilhelm und Therese T h u r n ! Sie haben uns in der Zeit des Eingewöhnens, ja bis zuletzt, viel bedeutet. Wilhelm Thurn war lange Jahre Pfarrer in dem benachbarten Bronn, unverheiratet; und bis ans Ende seiner Tage hat ihm seine Schwester den Haushalt geführt. Sie stammten aus dem Geschlecht des Grafen Matthias Thurn, der sich am Beginn des 30jährigen Krieges dadurch einen Namen gemacht hat, daß er zusammen mit einigen Adligen den Prager Fenstersturz zuwege gebracht hat, das heißt, daß sie zwei mißliebige Gesandte des Kaisers aus dem Fenster des Verhandlungssaales hinausgeworfen haben. Dieses ging zwarnoch glimpflich ab, die Gesandten landeten auf dem Misthaufen. Aber der Bruch war vollzogen, die Spannungen hatten ihren Siedepunkt erreicht, der Krieg begann. Das Geschlecht der Thurn wurde des Landes verwiesen, sie verarmten; der Vater unseres Bronner Pfarrers hatte den Adelstitel abgelegt. Aber diese alten Geschwister waren trotz des fast ärmlichen Lebens, das sie führten, in ihrer Haltung noch adelig.
Mein Mann war in seinem ersten Betzensteiner Jahr fast täglich ein Stündlein bei ihnen; er saß in der Dämmerung auf der Bank vor dem Harmonium - auf dem Sofa konnte man nicht sitzen, das war ganz eingedeckt mit Büchern! -, oder er begleitete seinen väterlichen Freund beim Spaziergang am Brand.

Pfarrer Thurns Berufsleben war zu Ende gegangen, ohne daß es je richtig begonnen hatte. Er lebte in Betzenstein im Ruhestand. Aber er hat nie eine Kanzel besteigen können, eines merkwürdigen Nervenleidens wegen: Er hatte Platzangst! So mußte er seine ganze Dienstzeit über Vikare haben, die es ja damals reichlich gab - wie demnächst wieder! Was er an Leiden und Freuden mit seinen jungen Vikaren erlebte, hat er uns oft erzählt. Ein Spätberufener war darunter, hatte aber sicher keine so gründliche theologische Ausbildung gehabt wie die heutigen Spätberufenen. So gipfelte jede Predigt bei ihm in dem Satz: "Fromm, brav und gottesfürchtig sein, singe und bete und nei der Kärche gehn; Kärche und Schule!" Wenn man es genau überlegt, kann man gegen diese Predigt eigentlich nichts sagen!

Wir lebten uns ein in Betzenstein, gern und gut! Gottfried hatte ja schon Fuß gefaßt. Er nahm mich mit zu manchen Krankenbesuchen und so lernte ich die ersten Familien kennen. Im Sommer machte er seine Wege per Rad, im Winter zu Fuß. Dazu gehörten auch die Bibelstunden in den größeren von den 18 Ortschaften, die zur Pfarrei zählten. In den ersten Jahren konnte ich manchmal mitgehen, meistens aber war er allein. Ein einziges Mal verirrte er sich auf dem Heimweg von dem 5 km entfernten Neudorf. Er mußte etwa zwei Stunden weglos herumirren, bis er die Richtung wieder gefunden hatte und endlich daheim anlangte. In den zwanziger Jahren, als durch den Einsatz von Pfarrer August K o r n a c h e r und seinen getreuen Helfern Georg K r a g l e r und Bundeswart S c h m i d t , Bundesschmidt genannt, eine lebendige CVJM-Arbeit entstand, fanden sich durch Jahre hindurch immer junge Männer bereit, den Pfarrer auf seinen nächtlichen Wegen zu begleiten. So entstanden Freundschaften und vor allem lebendige Kreise in der Gemeinde.
Wenn ich einmal verreisen mußte, dann fast immer zum Zahnarzt. In den ersten Betzensteiner Jahren hatte sich hier noch kein Zahnarzt niedergelassen; in Lauf bei den Schwiegereltern war mit den Kindern ein längeres Verweilen nicht möglich - also mußten wir Aschaffenburg anpeilen.

Das ging - ein Beispiel für mehrere - so vor sich: Die Koffer wurden auf ein Leiterwägelchen verstaut, obendrauf saßen die zwei Knaben Hans und Gottfried, fünf und zwei Jahre alt. Im Kinderwagen lag das sechs Wochen alte Mariele. So zogen wir zur nächsten Bahnstation Simmelsdorf, etwa 12 km von Betzenstein entfernt, über Berg und Tal. Zwei treue Helferinnen begleiteten das Fuhrunternehmen; mein Mann fuhr von Simmelsdorf bis Nürnberg noch mit, um uns in Nürnberg beim Umsteigen zu helfen, und dann konnte man dankbar sein, wenn man unter dem Gezeter mancher Mitreisenden so viel Platz eroberte, daß der Säugling auf der Bank liegen konnte. Es war Inflationszeit, Hamsterzeit; und solche außergewöhnlichen Umstände machen den Menschen nicht hilfsbereiter, sondern egoistischer.
In der Höhns-Wohnung sind wir dann gemütlich warm zusammengekrochen, jeder fand ein Bettlein; und als die Familie noch größer war, da haben freundliche Mitbewohner des Hauses ihr Gastzimmer zur Verfügung gestellt.
Doch so schön es in der Geborgenheit daheim auch war; gern fuhren wir wieder nach Betzenstein zurück, das uns in den wenigen JaHren schon zur Heimat geworden war. Freilich, ich erinnere mich noch, wie ich einmal bei einer Heimkehr von Lauf Betzenstein zu meinen Füßen liegen sah. Da wurde mir klar: Jetzt ist es ganz Heimat geworden. Das Dazugehören war ganz vollzogen. Wir waren damals 10 Jahre in Betzenstein; 3 1/2 Jahre hat Gott uns noch zugelegt!

Aber noch sind wir in den Anfangsjahren! Ich muß noch von einem alten Recht erzählen, das manche Pfarrer als bittere Verpflichtung ansahen, die ihnen auferlegt war. Das war der G r o l l e s ! Vielleicht können sich nur die alten Gemeindeglieder noch etwas darunter vorstellen; denn der Grolles ist durch Rechtsverhandlungen längst abgelöst. So wie ein bestimmter Holzbezug aus dem Staatswald (Veldensteiner Forst) in die Gehaltsbezüge des Betzensteiner Pfarrers mit eingerechnet war, so auch der Grolles. Das war eine Naturalabgabe, die jedem Hof der auswärtigen Dörfer auferlegt war; ursprünglich war es Flachs, gehechelt. In vielen Häusern wurde er durch

Eier abgelöst. Das wäre schön und gut gewesen - aber abholen mußte der Pfarrer diese Reichnisse selber - und das war für viele ein bitterer Kern in der alten Schale. Also der Pfarrer suchte sich eine Begleiterin, diese einen Handwagen oder einen Bauernschlitten mit Deichsel, und so zogen eines Wintermorgens gut vermummt der Pfarrer und die Helferin los. Angesagt war man. Es muß meinem Mann am Anfang auch bänglich gewesen sein. Zog man da nicht wei ein Bettler durch seine Gemeinde von Haus zu Haus? Aber wie wurde man empfangen! Der Flachs stand bereit, die Eier standen bereit, ein Keil Brot lag daneben, manchmal auch eine Wurst oder ein Stück Schinken oder ein halbes Pfund Butter. Die Stube war schon aufgeräumt und frisch mit Sand eingestreut. Die Familie, alt und jung, (außer den Schulkindern, die ihre beschwerlichen Wege in die Betzensteiner Schule machen mußten), kam erwartungsvoll in der Wohnstube zusammen. Sie freuten sich, daß ihr Pfarrer zu ihnen kam, er freute sich, daß er sie besuchen konnte. Da war keine Nötigung mehr, keine lästige Verpflichtung.
Schon nach dem ersten Winter hatte Gottfried erkannt, daß dieser heilsame Zwang etwas sehr Positives war. Jedes Jahr kam er dadurch zu einem Hausbesuch bei seinen auswärtigen Gemeindegliedern und das waren immerhin 2/3 der 1 800 evangelischen Einwohner zählenden Kirchengemeinde. Ein oder zwei Mal konnte ich mitgehen "auf den Grolles". Da konnte es aber auch einmal so kommen, wie es uns in dem großen Ort Weidensees erging: Mittagszeit! Wir waren hungrig geworden. Als wir in einen Hof einbogen, ging die Familie gerade in die Küche zum Essen. Aber den Pfarrer konnte man doch nicht in die Küche einladen! Wir wurden in die Wohnstube gebeten und warteten geduldig, bis die Familie rasch gesättigt sich zu uns setzte und gemütlich plauderte. Im nächsten Haus saß man schon beim Essen - sonst wie oben! Im dritten Haus wischte man gerade die Löffel ab, sonst wie oben, außer, daß unsere Mägen jetzt bedrohlich knurrten.
Ich erinnere mich noch schwach daran, daß eine gute Seele in einem der nächsten Häuser Kaffee kochte und uns zur Kraft verhalf, noch die letzten Häuser zu besuchen. Und

das alles, indem wir ein Wägelchen hinter uns herzogen, beladen mit einem Sack voll Brotstücken und gutem Zubehör! Als wir auf dem Heimweg außer Sichtweite waren, hielten wir an, schnitten uns von dem guten Bauernbrot ab, teilten eine Wurst und zogen gestärkt fröhlich heimwärts. Wie gut taten aber auch unserm Haushalt und manchen anderen Menschen in dieser ernährungsschlechten Zeit die guten Gaben für die Speisekammer!

Etwas, das heute auch gar nicht mehr denkbar ist, war die Tatsache, daß die öffentliche Armenfürsorge dem Pfarramt übertragen war. Es gab einen Armenpfleger oder eine Armenpflegschaft im Rahmen des Kirchenvorstandes. Der Wohnsitz eines Bedürftigen zu einem bestimmten Termin war entscheidend darüber, welche Kirchengemeinde die Versorgungspflicht hat. Der Armenpfleger in der Dienstzeit meines Mannes in Betzenstein war ein lauter, heftiger Mann. Ganz erschöpft kam Gottfried aus solchen Sitzungen nach Hause. Er mußte für das Recht der Bedürftigen manchmal hart kämpfen.

Einfacher machte man sichs mit der Versorgung der arbeitsunfähigen Alleinstehenden. Altersheime gab es ja weit und breit nicht. Ob sie in einer Altersversicherung waren, weiß ich nicht. Ich weiß aber noch, daß zwei alte Männer jahrelang in Umkost waren, drei Tage bei dir, drei Tage bei mir, drei Tage beim nächsten Nachbarn, so wurden sie durchs Städtle ständig weitergereicht. Eines Tages hatte mein Mann es erreicht, daß sie in das Männerheim Lützelbuch bei Coburg aufgenommen werden konnten. Ein Heim hatten sie nun - aber keine Heimat mehr.
Zwei alte Frauen waren in der Zeit auch zu versorgen. Doch ihnen brachte man das Essen ins Haus und so wurden sie in ihrer Einsamkeit nicht nur besucht, es bahnten sich richtige kleine Freundschaften an. Und ich lernte bei ihnen. Einmal bat mich die eine, ich solle ihr einen Psalm vorlesen; sie gab mir ihre Bibel. Ich war hilflos. Mein Bibelbuch war "Neues Testament mit Psalmen". Da waren die Psalmen am Schluß mit eingebunden. Aber als ich aufschlug, da waren sie nicht am gewohnten Platz.

Ich hatte ja die ganze Bibel in der Hand. Ich suchte und suchte; ich verging fast vor Scham. Meine alte Freundin sagte schließlich: "Ach, dann lassen Sie es nur!" Mir war aber endlich durch den Kopf gegangen: "Du hast's doch gelernt: Die fünf Bücher Mose, das Buch Josua, das Buch der Richter - bis nach dem Buch Hiob der Psalter kam!" Ich war gerettet und ich konnte meiner alten Ungers Margret den Psalm doch vorlesen. Heute noch bin ich verwundert darüber, wie gelassen mein Gottfried darauf warten konnte, bis seine Luise in der Bibel lesen lernte,er, der die Bibel beinahe auswendig konnte und bis in sein hohes Alter mir alle Bibelstellen sagen konnte, nach denen ich ihn fragte. Die Morgen- und Abendandacht hielt man damals weitgehend aus Andachtsbüchern mit Betrachtung eines Bibelworts, also alles vorgefertigt. In den meisten Häusern war das "Starkenbuch" das durch Generationen gebräuchliche Andachtsbuch.

Doch kehren wir endlich einmal im Pfarrhaus ein, nachdem wir lange genug drumherum gegangen sind: Wir hatten gern die unverschlossene Haustüre. Ist das Einladung oder ist es Symbol? Jedenfalls kamen von Anfang an mancherlei Menschen in unser Haus. Ich kann nicht anfangen aufzuzählen. Es sind viele, denen wir nahegekommen sind durch den Dienst meines Mannes, manchen sind wir bis heute in Freundschaft verbunden. Ich will die Mesnersfamilie nennen, die jahrzehntelang den Kirchendienst tat. Bis vor wenigen Jahren stieg der jetzt 82jährige, seit langem gehbehinderte Vater O t t o noch täglich die steilen Treppen im Kirchturm bis zum Uhrwerk hinauf, um die Kirchenuhr pünktlich in Gang zu halten. Seine Frau, die P o t z n e r s - Anna die wir seit ihrer frühen Jugend ins Herz geschlossen haben, war nicht nur die Seele des Hauses, sondern auch die fleißige Mitarbeiterin bei allen Diensten, die zum Mesneramt gehörten: Kirchenputz, Pflege der Anlagen um die Kirche; es gab noch vieles im Verborgenen zu tun.

Unsere Söhne waren eifrige Läutbuben. Einmal sagte die alte Mutter Otto,Annas Vorgängerin zu mir: "Sie sollten nur sehen, wie's ihrem Gottfried schmeckt, wenn er nach dem Elfuhrläuten mit meinem Bernhard und Georg zum Vespern kommt!" Mir fiel ein Stein vom Herzen! Ich hatte wenige Tage vorher zu meinem Mann gesagt: "Wir müssen mit dem Gottfried zum Doktor gehen; er sieht zwar gut aus, aber er ißt so wenig. Da stimmt etwas nicht." Ja, es war so!

Einer der ersten Gäste, die in unser Haus kamen, war Wilhelm S t ä h l i n , der spätere Bischof von Oldenburg. Er war Studienfreund meines Mannes, sie hatten weite Ferienradfahrten miteinander gemacht, mit einigen nahen Freunden, einmal durch den Schwarzwald bis nach Straßburg. Stählin war gerade von seiner Fränkisch-Schweiz-Pfarrei Egloffstein nach Nürnberg St. Lorenz geholt worden. Nun wollte er sich einmal umschauen. Er blieb über Nacht; und er kam öfter. Zum letzten Mal für viele Jahre traf ich ihn in Nürnberg bei der Einsegnungsfeier meiner Freundin Marie M e r z , etwa 1921. Marie war nach dem Tod ihrer Mutter in eine neue Arbeit gegangen; vorher Kindergärtnerin, jetzt Schwester im Nürnberger Diakonieverein, einer Gründung von G e y e r - R i t t e l m e y e r und einigen ihnen theologisch nahestehenden Pfarrern. Bei der Einsegnungsfeier war Pfarrer Stählin mein Tischnachbar. Aber er brachte nach der Begrüßung nur die Worte hervor: "Ihr Mann ist in die Gemeinschaftsbewegung gegangen?" Dann war er still, völlig still. Für Jahrzehnte. - Ein immer wiederkehrender Gast in unserem Haus war Philipp S ö h n l e i n , der alte bescheidene, unscheinbare Philipp, der alle paar Monate auf der Durchreise kam und nach Arbeit fragte. Er war der Sohn einer kinderreichen Lehrersfamilie aus Hirschaid, hatte als Büttner gelernt, aber er hatte den Heimatboden unter seinen Füßen verloren, ein friedlicher aber ruheloser Wanderer. Er arbeitete im Garten, er hackte Holz; er aß an unserem Tisch, er schlief in unserem Gastzimmer. Von ihm lernte ich die bis heute nicht

ergründete Weisheit: "Der Meerrettich macht zweierlei Naturen!" Nach ein paar Tagen empfing er seinen bescheidenen Lohn und wanderte weiter. Einmal kam er noch zu uns nach Erlangen.

Ein anderer Gast war der damalige Lindenhardter Pfarrer Fritz L e u t e l , wenige Jahre älter als mein Mann. Er war Distrikt-Schulinspektor, mußte als Vertreter des Dekans die Schulvisitationen durchführen und war schon, als ich nach Betzenstein kam, mit meinem Mann nahe befreundet. Durch Jahrzehnte hat uns diese Freundschaft beglückt. Er wurde der Pate unseres Gottfried, alle unsere Kinder liebten ihn; er hieß bei ihnen Onkel Witz-Wau-Wau. Warum, wer weiß es noch? Sicher nicht, weil er so fabelhaft auf dem Kopf stehen konnte! Aber er konnte noch mehr. Wir haben noch schöne kleine Federzeichnungen von ihm. Er war auf vielen Gebieten anregend. Eines beschäftigte ihn vor anderem : Das war die Anthroposophie Rudolf S t e i n e r s . Georg Merz sagte einmal: "Ich kann nicht recht begreifen, wie der Fritz Leutel zugleich Pfarrer und so der Anthroposophie zugewandt sein kann." Wir saßen einmal bis nachts um zwei Uhr beisammen; neben uns lag in seinem Bettlein unser schwerkrankes Mariele. Wir fanden kein Ende. Aber ich lernte dabei; vielleicht auch Verständnis für andere Suchende.

Unser Dekan kam manchmal. Dekan H a r l e s s war ein sehr gebildeter, liebenswerter älterer Herr; wenn er über Nacht bleiben mußte, dann erzählte er abends gern und lebhaft. Einmal kam er auf die Einweihung der Ludwigsbahn zu sprechen, der ersten deutschen Eisenbahn, die zwischen Fürth und Nürnberg mit 15 Stundenkilometern verkehrte. Zur Einweihungsfahrt war natürlich viel Prominenz eingeladen, darunter auch Professoren aus der Universitätsstadt Erlangen. Als der bekannte Professor von R a u m e r von einem Bekannten gefragt wurde, nach der glücklichen Ankunft: "Nun, lieber Raumer, wie war Ihnen denn zumute?", da sagte dieser erschrocken: "Wie wenn mich der Teufel holt!"

Als wir nach dem Visitationsgottesdienst ins Pfarrhaus herübergingen, sagte der Dekan anerkennend zu mir: "Was hat ihr Mann für ein prächtiges Organ!" Gottfried Blendinger hatte mehr als nur ein prächtiges Organ. Aber er war leicht in Verlegenheit zu bringen. Diese Befangenheit störte wohl den Vorgesetzten.
Manchmal kam auch Besuch ins Pfarrhaus, der sonst kaum herein fand. Wir hörten einmal einen schweren, mühsamen Schritt auf der Treppe: Die Zobels Kuni kam heraufgestiegen und schleppte einen schweren Laib Brot herauf. Sie war körperbehindert, lebte mit einem Pflegekind in ihrem alten Haus am Markt, ein Original! Als sie uns begrüßt hat, sagte sie, sich fast entschuldigend: "Ez denken's nur, wos mir passiert is. Hob ich doch beim Brotbacken in e ganzes Bäck Mehl (etwa 1 Zenter) statt 1 Pfund Salz ein Pfund Zucker nei ton. Ez hob i denkt, do kann der Pfarrer a an Laib Brot mitesse!" Kein Mensch wird mit glauben, wie greulich so ein ungesalzenes Brot geschmeckt hat! Übel genommen hat man der Kundl dieses Geschenk natürlich nicht. Es gab nur in der nächsten Zeit auffallend oft Brotsuppe!

Eine Frau muß ich noch beim Namen nennen, die im Laufe von zehn Jahren immer wieder bei uns in Erscheinung trat. Es war die Cousine meines Mannes, Paula B l e n d i n g e r , Tante Pautsch genannt. Sie hat einen Beruf gefunden, der ihre besten Gaben entwickelt und sie zu einem begehrten Menschen gemacht hat: sie wurde Wochenpflegerin. Viermal hat sie mir und meinem Neugeborenen ihre guten mütterlichen Dienste erwiesen; nur beim Ältesten war sie nicht mehr zu haben, als ich bei ihr anfragte. Das tat uns beiden leid, denn wir hatten uns gern. Sie liebte weit über alles ihre Säuglinge. Gleich nach diesen bekamen ihre Wöchnerinnen die fürsorgliche Betreuung der Tante Pautsch zu spüren. Von den Männern hielt sie anscheinend nicht viel. Aber am schlechtesten kamen die Geschwister des Neugeborenen weg. "Die gehören alle in den Schlot", war ihr ständiger Ausspruch.

Die erste Lektüre im Wochenbett war dann immer ihr Tagebuch, in das nach Abschluß ihres Dienstes noch ein Eintrag verfaßt wurde, oft in Reimen. Zwei Zeilen draus sind mir im Gedächtnis geblieben:

"Von seiner ehelichen Zucht befreit
erfreut sich unser Wöchner und gedeiht!"

Daraus geht mindestens hervor, daß Pautsch die Ehemänner nicht auch mit in den Schlot gehängt hat.

In den ersten Jahren unserer Ehe besuchte uns der Missionar der Herrnhuter Brüdergemeine Hermann J a n n a s c h . Er hat jahrzehntelang in Labrador gearbeitet. Unter welchen Entbehrungen das geschah, erfuhr ich erst ganz aus der Lebensbeschreibung, die sein Sohn Windekilde Jannasch für seinen Vater aufgeschrieben hat. Onkel Jannasch, wie wir ihn nennen durften, erzählte viel lieber von Durchhilfen und wundersamen Bewahrungen aus seinem Leben. Er wohnte nach seiner Heimkehr nach Deutschland in Stuttgart und machte Heimatdienst. Auf einer Vortragsreise lernte ihn mein Mann in Aschaffenburg kennen und lieben. Ein verehrungswürdiger Mann! Einmal konnten wir ihn während seines Ruhestandes in Bad Boll besuchen und lernten seine gütige Frau und seine Tochter Ingeborg noch kennen. So hatten wir eine Brücke nach Bad Boll, wo 50 Jahre später unser Sohn Christian Amt und Heimstatt bekam.

Aber noch habe ich nichts von dem faszinierendsten Betzensteiner erzählt, den ich kennenlernte. Faszinierend war er nicht nur für uns Frauen! Ein Freund meines Mannes erzählte uns einmal: "Als wir in Nürnberg einen Vortrag von Georg M e r z gehört hatten, liefen wir, ein Kollege und ich, hinterher in der Stadt herum wie zwei verliebte Jünglinge!" Also, das war Georg Merz! Wer kennt ihn schon als Betzensteiner? Aber es stimmt. Sein Großvater war lange Zeit Bürgermeister in Betzenstein. Sein Vater, der Kaufmanns- und Bürgersohn, wurde Lehrer und heiratete die Tochter des Schwanenwirts Rackelmann. Georg Merz wurde in Walkersbrunn geboren, aber seine Kinderheimat

war Schirnding und von Schirnding konnte er mit seiner Schwester Marie schwärmen. Marie wohnte mit ihrer leidenden Mutter von 1916 bis 1920 hier in Betzenstein und Georg Merz besuchte seine Mutter, so oft er konnte. Er kam bald auch zu uns, und es führte sich so ein,daß er täglich einmal ins Pfarrhaus kam. Er brauchte Austausch. Dieser lebendige, gescheite Mensch war nicht darauf angelegt, sein Wissen, seine Erlebnisse und Erkenntnisse, in sich zu verschließen. Wir waren die Nutznießer!
Wenn er kam, brachte er München mit; es wurde ganz weit um uns herum. Er kam aus dem Predigerseminar; er hatte Hermann B e z z e l kennengelernt, näher als nur durch eine flüchtige Bekanntschaft, und er war tief beeindruckt davon. Einmal kam er begeistert von einer Begegnung mit Rainer Maria R i l k e . Ein Gedicht von ihm, das Georg Merz mehrfach zitierte, ist mir in Erinnerung geblieben:

"Die zarten Blumen, die im Alltag darben,
die unscheinbaren, lieb ich so.
Von meinen Festen leih ich ihnen Farben -
dann lächeln sie und werden langsam froh."

Es war um die Zeit, in der sich evangelische Pfarrer, besonders in der Schweiz, mit dem Sozialismus auseinandersetzten. Georg Merz gab in dieser Zeit eine Schrift heraus "Religiöse Ansätze im modernen Sozialismus". Könnte es sein, daß im Hinblick auf diese Überlegung das erwähnte Gedicht von Rilke ihn besonders ansprach?
Es kam eine Zeit, die für Georg Merz und durch ihn für viele bedeutungsvoll wurde: Er hatte Karl B a r t h kennengelernt! Von da ab war er oft in Barths "Häusle" in der Nähe des Zürich-Sees, in Safenwil.
Zusammen mit wenigen Gesinnungsgenossen gab es bald enge Freundschaften. Es muß in diesem kleinen Kreis ungemein lebendig, geistvoll, sprühend, aber doch geistlich zugegangen sein. Merz kam immer aufs Neue angefacht zu seiner kranken Mutter, seiner Schwester und somit auch zu uns nach Betzenstein. Karl Barth arbeitete an seinem Römerbrief - Kommentar, der ihn berühmt gemacht hat.

Georg Merz brachte bei einem Besuch die Korrekturbögen mit nach Betzenstein und wir saßen an einem Sommertag mit ihm und unserem Freundeskreis in einer felsigen Halde bei der Klauskirche, und hörten wohl als erste etwas aus dem Werk, das so vielen Wegweisung und Hilfe bringen sollte.

Man kann sagen, Georg Merz hat Karl Barth in Deutschland eingeführt. Er hat aber auch die kleinen Anliegen meines Mannes mit ihm geteilt. Im Hinblick auf die Jugendarbeit, die in Betzenstein durch Einwirkung des Gemeinschaftskreises eine etwas pietistische Ausprägung erhalten hatte, konnte er sagen: "Wenn ich hier arbeiten würde, dann täte ich es wohl auch so ähnlich wie ihr Mann; aber noch lieber möchte ich Jugendarbeit so machen wie mein Freund H o p f m ü l l e r ."(Hopfmüller war damals der führende Kopf der christlichen Singbewegung in Bayern).

Viel könnte ich noch erzählen,von Büchern, mit denen er uns bekannt machte; von schönen Aussprüchen, die er mitbrachte, von Rätseln, die wir von ihm lernten und die ich ein Leben lang weitergab; von seiner jungen Frau, die er uns brachte, verhalten in ihrem Wesen bis hin zu ihrer äußeren Lieblichkeit. Bei ihrem Anblick dachte ich oft "hold".
Mit einem sehr menschlichen Ausspruch nehmen wir vorläufig Abschied von ihm. Er forschte in den alten Kirchenbüchern nach Ahnen. Einmal kam er schmunzelnd vom Studierzimmer meines Mannes herüber ins Wohnzimmer: "Meine Vorfahren haben so viele Kinder gehabt, daß sie diese gar nicht alle in der Ehe bekommen konnten!"
Im Jahr 1920 starb die gütige Mutter Merz. Marie Merz begann bald darauf in Nürnberg mit ihrer Schwesternausbildung. Die Besuche wurden selten.
Doch seinen letzten Besuch bei uns in Betzenstein muß ich noch erwähnen. Unsere Koffer waren schon gepackt, der Hausrat schon heftig durcheinandergekommen; es war vor unserem Umzug nach Erlangen, wo mein Mann Mitte Januar 1929 sein Amt als Klinikpfarrer übernehmen sollte.

Plötzlich stand Georg Merz vor der Haustüre in Begleitung eines jungen Mannes, eines blühenden jungen Mannes: "Ich möchte euch eine Brücke schlagen nach Erlangen und habe euch deshalb meinen Freund Gerhard S c h m i d t mitgebracht. Gelt, man sieht ihm doch nicht mehr an, daß er in Untermagerbein geboren ist!" Gerhard Schmidt war damals Religionslehrer in Erlangen; wir hatten dort mit ihm und seiner Frau eine herzliche Verbindung.

Es muß gleich nach dem 1. Weltkrieg gewesen sein, also 1919, daß einige Sendboten aus dem Gemeinschaftsmutterhaus Hensoltshöhe bei Gunzenhausen ihren Weg zu uns nach Betzenstein fanden. Sie kamen von Zirndorf aus zu uns, ein paar Schwestern, der unvergessene Bruder Reuter, einige junge Christen, von denen mir Lehrer S c h m a u s am eindrücklichsten geblieben ist. Es sammelten sich kleine Kreise um sie in Bauernstuben in unserer Umgebung, einer auch in Betzenstein. Die Leute kamen gerne in diese Bibelstunden. Das aufrichtige klare Bekenntnis, die Lieder, die in Text und Melodie gefühlsbetonter waren als unsere alten Choräle, die Tuchfühlung, die man in der schlichten Bauernstube viel deutlicher empfand als in der feierlichen Kirche - das alles zog an.
Mein Mann wollte zu dieser neubegonnenen christlichen Arbeit auch Kontakt bekommen und beschloß an einem Sonntagnachmittag mit mir in diese Bibelstunde zu gehen. Gerade an diesem Nachmittag war man dort auf der Suche nach einem neuen Versammlungsraum. Mein Mann bot das leerstehende große Zimmer im unteren Stockwerk unseres Pfarrhauses an. Seine Bedenken, daß durch diese neue Arbeit ein Kirchlein neben der Kirche entstehen könnte, hat er zurückgestellt. Er konnte mitgehen bei der neuen Art der Verkündigung. Ich blieb hilflos zurück. Er ermutigte mich: "Du muß einfach glauben!" Da kam die Frage, die Jahrzehnte später oft Thema von Vorträgen war: "Glauben - wie macht man das?"
Es war keine Ermutigung, sondern es stand mir im Wege, daß ich ja von Anfang meines christlichen Bewußtseins an immer geübt hatte, zu glauben. Nun wurde Glauben als etwas

ganz Neues gefordert?! Ich war verunsichert. Da saß ich einmal dabei, als ein junger Student von meinem Mann ermuntert wurde: "Du mußt dich einfach unter Gottes Wort stellen!"
Ob dieser schlichte Satz dem Studenten weitergeholfen hat, weiß ich nicht. Mir hat er eine Tür zu einem neuen Glaubensverständnis aufgetan.

Die Gruppe der Gemeinschaftsleute nahm zu. Es gab eine Spaltung in der Gemeinde. Das Wort "auf daß sie alle Eins seien" muß seither neu geübt werden und auch dieses: "in Demut achte einer den andern höher als sich selbst". Daran müssen wir alle lernen; das ist mir, seit wir als Ruheständler vom Jahre 1966 ab wieder in Betzenstein lebten, viel deutlicher geworden, als in der frühen Zeit. Es sind uns aus jener Anfangszeit manche echte Freundschaftsverbindungen geblieben, die uns im Alter das Einleben hier wieder leicht gemacht haben. Wir haben einander zugestanden, daß jeder Mensch seinen eigenen Weg zum Vater hat, weil uns die vergebende Gnade Gottes durch Christus verbindet.

Inzwischen ist die Inflationszeit über uns hinweggegangen. Während wir durch das Jahr 1923 mit unvorstellbaren Summen rechnen mußten - ein Weckle kostete schließlich eine Billion Mark - mußten wir später mit 80 Rentenmark Monatsgehalt wieder neu anfangen. Und wir waren glücklich darüber, was man sich davon alles kaufen konnte, sogar Putzlappen, statt der bisher dafür benützten zerschlissenen Wäschestücke! Unser kleiner Gottfried, 1920 geboren, Hilfsmesner, wie schon erwähnt, rechnete damals nur mit "100 000 Billionen".
Die Zeit war gekommen, in der mein Mann alle Kräfte daran setzen mußte, um die Genehmigung zum Bau eines neuen Pfarrhauses zu erreichen. Er mußte manche saure Reise nach München machen. Aber wenn ihn nicht in München ein gütiger Oberkirchenrat, ich glaube Mögelin, zu allen entsprechenden staatlichen Behörden begleitet und dort

tatkräftig unterstützt hätte - wer weiß, ob es zum Pfarrhausbau gekommen wäre! Gottfried hat immer sehr dankbar an den Beistand des Oberkirchenrats Mögelin gedacht.
Im Jahr 1927 stand das neue Pfarrhaus am Fuß des Badersberges zum Einzug bereit. Im August zogen wir ein, im Oktober wurde unser jüngster Sohn Christian dort geboren. Früher konnten ja noch alle Kinder ihr Elternhaus als Geburtshaus aufweisen, jetzt nur noch eine Entbindungsanstalt!

Erlangen

Eineinviertel Jahre war Christian alt, als wir im Januar 1929 nach Erlangen übersiedelten. Mein Mann hat dort die Arbeit eines Klinikpfarrers übernommen. Als ich in seiner Vertretung die Wohnung in Erlangen besah, die nirgends frisch getüncht war, und ich im Kinderschlafzimmer die abgenützten speckigen Wände neben den Betten bescheiden beanstandete - ob man nicht vielleicht hinter den Betten wenigstens die Wand auffrischen könnte -, da bekam mein Mann noch vor seiner Ernennung vom Erlanger Dekan einen Brief, etwa so: Er solle sich's doch noch einmal genau überlegen; ein Klinikpfarrer dürfe doch keine Bazillenangst haben! Trotz dieses Satzes - der Dekan war ein gütiger Mann!

Also wir stehen am Postauto in Betzenstein. Ein Häuflein weinender Menschen hat sich um uns versammelt; wir weinen auch. Ich hab gedacht, der Himmel müsse über mir einfallen! Er drohte mir noch einige Male einzufallen!
Aber, Gott sei Dank! Er hat uns auf unbekannten Wegen in immer wieder neue Lebensbereiche geführt, beglückende und leidvolle; der Himmel brauchte nicht einzustürzen. Er hat ihn für uns offen gehalten. Wir kamen am 9. Januar in Erlangen an mit Postauto bis Gräfenberg, von dort aus mit der legendären Sekundärbahn, Seekuh genannt, die laut bimmelnd ihre Fahrbahn durch die Dörfer mitten auf den Dorfstraßen hatte. Auch in Erlangen fährt sie noch auf der Straße bis zum Bahnhof Zollhaus, von dort in leichtem Bogen

durch Vorstadtstraßen zum Bahnhof. Am Zollhaus übergaben wir unsere zwei Jüngsten in die Hände unserer Jugendfreundin Else D ö r r . Sie war die Frau des Mathematikers Willy M ü l l e r geworden, der am Erlanger Gymnasium unterrichtete. Am Hauptbahnhof erwartete uns feierlich der gesamte Kirchenvorstand und die Pfarrer der Neustädter Kirche, an der mein Mann die dritte Pfarrstelle bekommen sollte. Vikar T r i l l h a a s muß von unserer Ankunft etwas enttäuscht gewesen sein; dess er hatte das Empfangskomitee darauf vorbereitet was für eine kinderreiche Familie aus der See-Kuh herausquellen würde!
Am drauffolgenden Sonntag war Installation. Niemand sagte uns, was für einen äußeren Rahmen diee Feier bekommen sollte. Mir wurde bänglich zumute und ich ging am Samstag ins Dekanat und fragte die Frau des Dekans, was ich wohl bei der Feier zu tun hätte. "Fritz", rief sie ihrem Manne zu, "Friitz!, jetzt fragt die Frau, was sie zu tun hätte!!" Er schwieg vornehm; sie brauchte gar nichts mehr zu sagen, ich wußte jetzt alles! Ich ging schleunigst zum Metzger und kaufte einen Festbraten; wir luden ein, wahrscheinlich nicht alle, die es erwartet haben. Wein zum Tisch? Kaum! Mein Mann lebte damals ganz alkoholfrei. Bohnenkaffee? Daran hatten wir gar nicht gedacht. In Betzenstein tranken wir nur Malzkaffee. Einen Kuchen hatte uns der Bäcker K a r l , alter CVJM-Mann, zum Einstand geschickt, sonst hätte es auch daran gefehlt. Ich kann mir denken, daß unser baldiger Freund Trillhaas dauernd heimlich gefeixt hat bei dem Gastmahl des neuen Klinikpfarrers. Aber er hat mir die Freude gemacht, bald seine Braut in unser Haus zu bringen und legte damit den Grund zu einer Freundschaft, wie ich sie so innig noch nicht erlebt hatte. Bis zu ihrem frühen Tod ist mir Liselotte wie eine Schwester nahe gestanden.

Verwandte haben wir in Erlangen vorgefunden, die ich bisher fast nur dem Namen nach kannte: K ü s p e r t s , G e i ß e l b r e c h t s , E n g e l h a r d t s in Kairlindach, lauter Zugehörige zu der großen Familie Blendinger. Mit Geißelbrechts sind wir bis heute verbunden. In ihr Haus am Burgberg durfte man schon damals kommen, wenn die Spaziergänge mit den Kindern ein Ziel haben sollten. Und man darf es noch heute, wenn man in Erlangen einen Unterschlupf und Geborgenheit braucht.

Freundschaften bahnten sich an, ich will nur K o r n a c h e r s erwähnen, die Pfarrleute aus dem zweiten Pfarrhaus an der Neustädter Kirche. Mit ihm, dem tatkräftigen Hermann Kornacher, verstand sich mein Mann besonders gut; seine kluge Frau Gertrud war mir eine nahe Freundin und die Kinder fanden sich zusammen je nach Alter.
Bemerkenswert war, daß alle vier Pfarrer an der Neustädter Kirche nicht nur darum bemüht waren, daß die Pfarrfamilien gut miteinander auskamen, sondern auch, daß man sich nahe kam!
Eine neue Welt tat sich mir auf. Ich lernte die Universitätsstadt kennen, diese kleine schlichte Stadt mit den damals etwa 30 000 Einwohnern. Sie war als Asyl für die französischen Flüchtlinge der Hugenottenzeit fast in einem Zug erbaut worden, auf dem Reißbrett vorgezeichnete gerade Straßen, meist einfache Häuser. Ein Kunsthistoriker sagte damals einmal: "Es ist die stilreinste Stadt Deutschlands". Ich lächelte darüber.
Aber das Geistige war beherrschend. Es gab ein großes Angebot an guten Vorträgen, guter Musik, auch an herausragenden Menschen. Wir stellten allerdings fest: Der Mensch geht hier erst beim Universitätsprofessor an. Und die Gemeinde hält einen Vortrag erst dann für gut, wenn sie ihn fast nicht mehr versteht!
Es gab viele innerlich lebendige junge Menschen, Studenten mit ihren Problemen. Manchmal hatte ich den Eindruck, sie liebten ihre Probleme so sehr, daß sie gar nicht wünschten, sie loszulassen.

Dieses alte Erlangen wurde also für sechs Jahre unsere Heimat. Aber es zogen bald Schatten herauf. Die Hitler-Zeit rückte heran.
Zunächst war große Arbeitslosigkeit, Hunger! Männer kamen an die Wohnungstür und bettelten für ihre Familien. Umzüge sah man auf den Straßen mit roten Fahnen, kommunistischen Parolen, drohenden Gebärden. Man hatte Angst vor der Zukunft! - Dann hörte man dazwischen die Stimme einer neuen Partei: "Wählt Hitler!" Und dieser Hitler sprach mit Überzeugungskraft von einer besseren Zeit, von Arbeit und Brot, vom Kampf gegen den Kommunismus - und er berief sich immer auf die Vorsehung! Das mußte doch ein gottesfürchtiger Mann sein! Und seine Ziele waren doch gut! "Die Juden sind unser Unglück" - das stand damals noch lange nicht auf den Tafeln vor jedem Ortseingang. Und die sogenannte Reichskristallnacht war erst 1938! Aber durchzogen hat sein Judenhaß doch schon jahrelang seine Propaganda, lange vor der Machtergreifung im Jahre 1933!
Die Kirche war bald hellhörig geworden. Hitler und seine Getreuen gingen bald zum Angriff über. Sie stellten die "Deutschen Christen" heraus, bestellten einen Reichsbischof nach ihrem Sinn, Ludwig Müller, Reibi genannt. Diese versuchten, die christliche Religion von allem Jüdischen zu reinigen, also auch weitgehend vom Alten Testament! Christus wurde zum Arier erklärt.
In München, wo sich unser Bischof M e i s e r standhaft gegen solche Angriffe auf die Bibel und das Bekenntnis wehrte, kam es im Jahr 1934 zu dramatischen Entwicklungen. Bischof Meiser erhielt Hausarrest, ein Sachwalter wurde an seiner Stelle eingesetzt, aber mit großem Wagemut standen Männer dem Bischof zur Seite.
Die Partei erlebte hier eine Niederlage. Dadurch war der Kampf gegen die Kirche, ihre Bespitzelung, ihre Einengung öffentlich geworden. In dieser Zeit telefonierte unser Vater oft darüber mit seinem Nachbarkollegen Hermann Kornacher. Wenn zur Abendzeit das Telefon bei uns läutete, dann riefen unsere frechen Kinder im Verein "Grüß dich

Gott,Kornacher!" Als Kornacher übrigens als Dekan nach Kempten berufen wurde, kamen Pfarrer und Theologen von da ab oft im Studierzimmer meines Mannes zusammen zur Lagebesprechung.

In dieser Zeit hatte Wolfgang Trillhaas einen Konferenzvortrag über Seelsorge zu halten. Wir kamen in den Konferenzraum und da saßen schon zwei Kriminalbeamte, deren Sprecher dem Konferenzleiter bekannt gab, sie seien zur Überwachung der Pfarrkonferenz herbeortert worden. Ich war in meinem Herzen empört! Durfte das so kommen, daß jede Pfarrkonferenz von jetzt ab durch Detektive überwacht wurde? Die Pfarrer nahmen es hin, der Dekan war nicht da. Der Senior, sein Stellvertreter, nahm es auch hin. Ich nicht! Wehren mußte man sich. Unsere Wohnung lag gleich um die Ecke, es fiel nicht auf, wenn ich kurz fortging. Wen konnte ich wohl anrufen? Den Landrat, dachte ich harmlos, weil ich meinte, er hätte die größten Machtbefugnisse am Ort, und da ich seine Frau kurz vom Evangelischen Frauenbund her kannte, hielt ich ihn für verständnisvoll. Also, ich bekam ihn ans Telefon. Ich fragte ihn, warum bei einem Vortrag über Seelsorge die Pfarrer polizeilich überwacht würden. Er: "Das ist angeordnet, da können wir nichts machen." Wir verhandelten noch ein wenig. Ich sagte dreist: "Wenn die Pfarrer etwas Unerlaubtes zu verhandeln hätten, dann würden sie wohl nicht gerade so einen öffentlichen Raum wählen." Wir verabschiedeten uns. Ich eilte zur Konferenz zurück und strickte an meinem Strumpf weiter. Nach kurzer Zeit wurde einer der Kriminaler ans Telefon gerufen. Er kam zurück, flüsterte dem Konferenzleiter etwas zu und gab der Versammlung bekannt: nachdem ein Vortrag über Seelsorge gehalten würde, wäre ihre Anwesenheit hier nicht nötig. Heil Hitler! - Die Beamten gingen. Ich erinnere mich auch nicht, in einer Pfarrkonferenz noch einmal eine derartige Überwachung erlebt zu haben. Wahrscheinlich ist man bald darauf gekommen, daß es ergiebiger sei, die einzelnen Pfarrer in ihren

Predigten bespitzeln zu lassen, als in einer solchen Pfarrerversammlung.

Ganz am Anfang der Dreißigerjahre habe ich Toni N o p i t s c h zum ersten Mal erlebt, Dr. Antonie Nopitsch. Die Arbeitslosigkeit war noch groß. Statt des teuren Arbeiters "Mann" stellte man billige Arbeitskräfte ein: Die Frauen. Sie mußten von früh bis abends in der Fabrik sein, vor und nach ihrer Arbeitszeit Haushalt und Kinder versorgen, während viele Männer herumlungerten. Denn das war noch nicht erfunden, daß die Männer anstelle der Frauen Haus und Kinder verwalten konnten. Dies war doch Frauenarbeit! Wenn Toni Nopitsch früh morgens in der Straßenbahn die müden, verarbeiteten Frauen sah, dann tat ihr das Herz weh, dann beschäftigten sich ihre Gedanken unablässig damit: "Da muß doch etwas geschehen! Wie können wir den Frauen helfen, wie können wir ihre Gesundheit, ihre Kinder, ihre Ehen retten?"
Aber diese von Liebe und Fürsorge getriebene junge Frau hatte nicht nur den guten Willen, sie hatte einen sehr klugen Verstand; sie hatte ein großes Maß an Phantasie der Liebe - und eine beachtliche Kraft ihre Pläne durchzusetzen! Bevor sie sich entschloß, ihre Arbeit als Leiterin und Lehrerin der Sozialen Frauenschule aufzugeben, bat sie, den verantwortlichen Frauen der Evangelischen Frauenarbeit ihre Pläne vorlegen zu dürfen. Sie konnte begeistern! Als sie zu Ende war, schlug sie vor, man solle doch in diesem Kreis ein kleines Grundkapital zusammenlegen als Ermutigung für den Anfang. Spontan ließ sie ihren Hut herumgehen. Was fand sich darin?
2 Mark und 80 Pfennige!
Toni Nopitsch ließ sich nicht entmutigen. Sie fing an. Es gab ja noch den Landeskirchenrat! Dort mußte man doch Verständnis haben für solche gemeinnützige Arbeit. Sie klopfte an; sie telefonierte, sie bedrängte die regierenden Herren, auch manchmal mit Tränen! Aber weil sie in ihrer Arbeit so erfolgreich und in ihrem Wesen so unwiderstehlich war, konnte einmal einer der verantwortlichen

Männer verzweifelt ausrufen: "Diese Toni, dieses Saumadle!" Damit zeigte er, daß er sich geschlagen gab. - Der damalige Oberkirchenrat Meiser hatte ihr zugesagt, irgend einmal etwas für diese neue Arbeit "Mütterdienst" zu tun. Als er bald darauf in der Nürnberger Lorenzkirche zum Bischof eingeführt wurde, bestimmte er die Kollekte für den Mütterdienst. 5 000 Mark kamen zusammen. Welch ein Geschenk! Die Arbeit ging weiter. Ich finde mich noch oft darin vor, als eine Beschenkte!

Aber vorläufig sind wir noch in Erlangen. Wenn auch nicht mehr lange. Mein Mann hatte außer dem Pflichtmaß von wöchentlich 6 Stunden Religionsunterricht von früh bis abends Krankenhausdienst. Er hatte deshalb auch keinen Gemeindesprengel und auch bei den Gottesdiensten war er nicht regelmäßig eingeteilt. So kam es, daß er mich eines Tages mit der Mitteilung überraschte, er hätte sich auf eine frei gewordene Pfarrstelle gemeldet. Er wollte wieder in einer Pfarrei arbeiten, in der er einwurzeln konnte und engere Verbindung mit seiner Gemeinde bekam. An etwa 50 000 Krankenbetten hatte er in den sechs Jahren seines Erlanger Dienstes gestanden!

Leutershausen

Die Pfarrstelle, um die er sich beworben hatte, bekam er nicht. Aber er wurde zu seiner Behörde nach Ansbach gebeten und dort trug man ihm die Leitung des Dekanates Leutershausen an. Es war Anfang 1935. Wir waren beide bestürzt, auch erfreut, auch verzagt!

Im April war unser Umzug. Wieder war unser Abschied voll Schmerzen und Wehmut. Wieder ließen wir geliebte Menschen zurück und eine Stadt, die wir liebgewonnen hatten mit samt ihren vielfältigen Angeboten an geistiger und geistlicher Bereicherung.
Wir konnten uns nicht gerade viel Verlockendes vorstellen in dem bescheidenen Altmühlstädtchen mit seiner schlichten Landschaft, seinen unbekannten Bewohnern. Wir mußten uns

mit allem Willen umstellen; das fiel unseren Kindern besonders schwer, die an Erlangen ein Stück Jugendheimat verloren hatten.
Aber wenn ich zurückdenke an die 30 Jahre Leutershausen, die dann folgten, dann fällt mir immer wieder die Anfangszeile eines Liedes ein: "Helft mir Gottes Güte preisen!"
(So pauschal als ich sollte, kann ich nicht über Leutershausen berichten. Wenn es Euch, meine Kinder und Enkel, zu lang wird, dann überschlagt es einfach).

Das Haus, das alte Dekanat, im Schatten der Kirche! Es war so alt wie unsere Betzensteiner Kirche, etwa 1750 erbaut. Platz für unsere große Familie, auch noch für einen etwa 50 qm großen Kapitelsaal. Eine breite, bequeme Treppe führte in einem weiten Bogen zum 1. Stock. Im Kapitelsaal fanden zuerst nur die Pfarrkonferenzen statt, später hatte der Kirchenchor dort seine Heimat, dann die Jugendkreise. Er nahm alle kirchlichen Arbeiten auf, die in der Einengung durch die Parteimaßnahmen ihre Räume verloren. Als wir schließlich wegen Kohlenknappheit den Kapitelsaal nur selten heizen konnten, zogen alle diese Arbeitskreise, außer dem Kirchenchor in unser Wohnzimmer!

Wenn ich von Parteimaßnahmen spreche, muß ich um der Gerechtigkeit willen sagen, daß die Leutershäuser Verantwortlichen aus der Partei weitgehend rücksichtsvoll und immer höflich mit ihrem Dekan umgegangen sind. Das ging bis dahin, daß der Bürgermeister im Herbst 1944, als wir dem Mütterdienst unsere Räume für eine große Tagung zur Verfügung stellten, täglich aus seiner Molkerei eine große Kanne Magermilch, oft Quark, oft große Tragkörbe voll Zwetschgen aus der städtischen Zwetschgenanlage zur Verfügung stellte.
Es ging auch soweit, daß der Gendarmeriemeister manchmal am Samstag einen kleinen Besuch im Studierzimmer machte und dabei ganz beiläufig sagte: "Herr Dekan, ich wollte nur sagen, daß ich morgen im Gottesdienst bin." Er mußte abhören!

Unsern Ortsgruppenleiter sah ich einmal unterwegs und dachte, heute will ich doch einmal mit dem Hitlergruß grüßen. Herr R a t t l e r ist immer so freundlich zu uns! Er muß auch so was ähnliches gedacht haben und so grüßten wir uns im Vorbeigehen: er: "Grüß Gott", ich: "Heil Hitler!" Solche menschlich-freundlichen Zuwendungen waren in dieser harten Zeit nicht selbstverständlich und man sollte sie auch nicht vergessen.
Wir hatten in den Anfangsjahren noch Zeit, uns mit der Gemeinde vertraut zu machen. Die Gemeinde nahm uns an und nahm uns auf wie eine Familie, die zu ihnen gehörte. Wir teilten Freude und Leid miteinander und so wuchsen wir zusammen. 30 Jahre sind eine lange Zeit. Man wächst in die Gemeinde hinein wie in eine echte Heimat. Wir waren daheim!

Toni Nopitsch habe ich nicht mehr aus den Augen verloren. Ihre Arbeit weitete sich aus. Sie fand immer neue Wege zu den Müttern. Sie sah immer neue Notwendigkeiten und fand immer neue Möglichkeiten zu weiterer und besserer Hilfe, trotz aller Verbote durch die Partei. Sie brauchte Helferinnen aus den Gemeinden, Pfarrfrauen, Diakonsfrauen, Schwestern. Wer sich bereit fand, mitzuarbeiten, der wurde reicher beschenkt, als er ahnen konnte.
In den Anfangsjahren ihrer Arbeit begegnete sie der Kammersängerin Meta D i e s t e l , die ihre aussichtsreiche Karriere aufgegeben und sich ganz in den Dienst der kirchlichen Mütterarbeit gestellt hatte. Wenn diese fromme, geist- und humorvolle Schwäbin zu einem Müttersingen angereist kam, dann füllte sich der größte Saal mit Frauen und Müttern. Und Meta Diestel konnte die gute Botschaft so weitergeben, daß verzagte Herzen Hoffnung bekamen, traurige Augen fröhlich wurden. Sie war hinreißend. Doch bald sagte sie zu Frau Nopitsch: "Sie müssen sich unbedingt Maria W e i g l e in ihre Arbeit holen." Es war eine Vikarin, die gelernt hatte, auf's gewissenhafteste mit der Bibel umzugehen. Sie hatte bei Professor Adolf S c h l a t t e r studiert. Sie hat sich aber darin geübt, das erkannte Wort im Gespräch an andere weiterzu-

geben. (Für die Methode, die sie entwickelt hat und die so hilfreich war - Bibelarbeit mit Frauen im Gespräch - wurde Maria Weigle im Jahre 1953 von der theologischen Fakultät in Münster die Würde eines Ehrendoktors verliehen.)
In diesen Bibelgesprächen lernten wir Helferinnen als Geschenk für unser Leben und als solche, die diesen Schatz weitergeben durften, den Reichtum des Evangeliums kennen. Das bedeutete viel für mich in diesen Leutershäuser Jahren. Diese Jahre bereicherten uns ja nicht nur durch gute Freundschaften - ich nenne den Namen R e d l i n ! - und enge gemeindliche Beziehungen, sondern ließen uns auch die Sorgen und Nöte dieses Lebens durchmachen!

Die Freude und Beglückung unseres Familienlebens waren unsere fünf gesunden und munteren Kinder, die ich jetzt endlich einmal der Reihe nach aufzählen muß: Hans, geboren 1917, Gottfried, geboren 1920, Marie, geboren 1922, Hermann, geboren 1925 und Christian,geboren 1927. Durch ihre Schwester wurden die vier Knaben in zwei Paare getrennt, die jeweils eng verbunden waren; sie sind es eigentlich auch immer geblieben. Mäd, wie unsere Marie bald genannt wurde, erzählt, daß sie sich je nach Bedarf zu dem oberen oder unteren Brüderpaar gehalten habe!
"Ihr habt euch eigentlich wenig gestritten, wenigstens habe ich nicht viel davon gemerkt," - so sagte ich einmal vor Jahren,als wir uns zurückerinnerten. "O Mutter, sagte Hermann", wenn Du wüßtest, wie oft wir in der alten Scheune miteinander gerauft haben!"
Wenn sie friedlich waren, saßen sie auch oft auf der Stadtmauer, die unseren großen Pfarrgarten nach Süden begrenzte. Sie hatte eine uralte Pforte mit einem gotischen Knick, die hinaus zum sogenannten Zwinger führte, dem ehemaligen Stadtgraben. Etwas entfernt floß die Altmühl vorbei, so langsam, daß nur der Kenner wußte, was aufwärts und was abwärts ging. Hermann, der immer etwas vor hatte, sparte für ein Paddelboot und eines Tages war es soweit, daß unser Volk auf der lahmen, schmalen Altmühl paddeln konnte.

Kameraden hatten sie immer und die waren dann auch regelmäßig unsere Sonntags-Kaffeegäste. Ich nenne z.B. den Namen B i c k e r t s - Konrad, den sogenannten Ratt.

Hermann hatte wieder einmal einen Plan; er wollte Bienen halten, wie sein Schulkamerad aus Neuendettelsau. Aber diesmal wehrte sich der Vater hartnäckig. "Ich kann mich nicht auch noch um Bienenvölker kümmern!" Es war ja Krieg und nach einem Notabitur wurden die etwa 17jährigen Söhne unerbittlich weggeholt, zuerst zum Arbeitsdienst, dann zum Militär. Hermann drängte und drängte. Seine Vorhaben waren immer auch irgendwie sinnvoll, man konnte nicht nur abwehren. Schließlich sagte ich: "Ich zeichne verantwortlich. Wollen wir's probieren!"
Wir holten unter dramatischen Umständen - ein Kasten voll Bienen rutschte unbemerkt vom Leiterwägelchen ab, der Deckel sprang auf, die erschreckten Bienen flogen wild und stechend davon - also wir holten die vier Kästen vom Bechhöfer-Bähnle ab, früh um 1.27 Uhr. Unser Vater wurde bei diesem Unternehmen so verstochen, daß er mit seinem verschwollenen Gesicht nicht um 8.00 Uhr zum Religionsunterricht in die Schule gehen konnte. So dachte er: Ich hole mir bei der Nachbarin Diemer eine Leiter und pflücke Äpfel ab. Als er freundlich um die Leiter bat, musterte ihn Frau Diemer und sagte barsch: Wer sind denn Sie? - er bekam dann die Leiter doch, als er ihr erklärte, daß er,der Nachbar,Dekan sei!

In dem darauffolgenden Winter mußte ich mich mit dem Leben der Bienen und mit der Kunst, sie zu betreuen, bekanntmachen. Ich kaufte mir Bücher. Von der Doktorin, wie wir Toni Nopitsch nannten, bekam ich noch einige dazu. Ich bekam auch zwei Kästen von ihr, denn sie hatte die Bienenzucht aus Zeitmangel aufgegeben. Es war der Winter 1942/43. Unser Hans war nach einer Offiziersausbildung im Oktober 1942 nach Stalingrad eingeflogen worden, man brauchte dringend Nachschub! Einige Wochen nachher war der Ring der Russen um Stalingrad geschlossen. Anfang

Februar 1943 ergab sich General Paulus mit seiner sechsten Armee. Hans hatte mit einem der letzten Flugzeuge noch einen letzten Brief herausgebracht. Der war tröstlich. Aber, daß Hans das dunkle Schicksal der 90 000 Stalingrad-Gefangenen zu leiden hatte, das stand fest.
Nicht nur der Brief unseres Hans tröstete mich; noch mehr tat es eine Bibelarbeit von Maria Weigle: "So denn ihr, die ihr arg seid, könnt euren Kindern gute Gaben geben, wie viel mehr wird der Vater im Himmel den Heiligen Geist geben denen die ihn bitten." Heiliger Geist - nicht als Ersatztröstung, sondern als die Kraft, die uns mit Gottes Führung einverstanden macht!
Es ist vielleicht schwer verständlich, aber in dieser Zeit waren mir die Bienen eine echte Hilfe! Ich mußte in diesem Winter theoretisch lernen, was ich im Sommer praktisch üben mußte. Ich mußte mich ablenken lassen von dem Schweren, das uns bedrückte. Darein durfte ich mich nicht verlieren!

Unser Gottfried entschloß sich nach seinem Abitur 1939, Medizin zu studieren, und zwar bevor die Bestimmung herauskam, daß im Fall eines Krieges Mediziner bis zum Physikum weiter studieren durften!
Er war in der Folgezeit immer wieder an der Front, mit Unterbrechungen durch Verwundung, durch Beurlaubung zum Studium, durch Einsatz in Heimatlazaretten.

Unsere Marie mußte das Praktikum für ihren Beruf als Landwirtschaftslehrerin im eroberten Polen und dann im Elsaß, bei Straßburg, machen. Als dort im Sommer 1944 die Truppen der Alliierten eindrangen und sie fliehen mußte, kam sie als erster Heimkehrer ins Elternhaus. Vorher aber besuchten wir sie noch, Christian und ich, im Frühsommer 1944! Christian hatte ein paar Tage Zeit, bevor er zum Arbeitsdienst einrücken mußte; beide hatten wir die Vorstellung, daß uns eine Fahrt ins Elsaß, dessen deutsche Tage ja gezählt waren, sehr bereichern könnte. Maries Arbeitseinsatz war in Brumat, einem Städtchen nahe bei Straßburg, also Ausflug in die Nordvogesen!

Marie brachten wir von dort fußkrank heim, sie konnte uns dann nicht mehr begleiten. Das Straßburger Münster mußten wir allein besichtigen. Unvergleichlich der Anblick der Westfassade, unvergeßlich die Stunden in der herrlichen Kirche. Daß die astronomische Uhr gegen Bombenangriffe eingemauert war, fand ich nicht so tragisch. Daß aber auch der Engelspfeiler im Beton verschwunden war, tat mir sehr leid. 12 Jahre später konnte ich ihn bei einem Kirchenchorausflug doch noch sehen. - Wir stiegen in dem engen Treppentürmchen die Wendeltreppe hinauf bis zur Plattform. Immer wieder Ausblicke auf die schönste Ausschmückung der Außenwände: romanische Friese, gotisches Maßwerk; prachtvolle Rundblicke. Dann waren wir oben, wir versuchten noch ein wenig in den Turm einzusteigen, was Christian weit besser gelang als mir. Wir lasen in den Stein eingeritzte Namen: Heinrich Jung-Stilling, Johann Wolfgang Goethe und viele andere! Da ertönte plötzlich eine Sondermeldung aus dem Radio, nicht mit dem Pariser Einzugsmarsch als Siegeszeichen! Die Zeit der Rückzüge hatte längst begonnen. Die Sondermeldung lautete: "Der Ring der Russen um Bobruisk ist geschlossen." Die im Ring befindliche Armee mußte verloren gegeben werden. Nun hatte unser Hermann uns kurz vorher verschlüsselt mitteilen können, daß er bei den Kämpfen um Bobruisk eingesetzt sei. Würde er bei den wenigen sein, die gerettet wurden?
Nach wenigen Wochen kam er zu einem Sonderurlaub heim, den alle die bekamen, die dem Verderben entronnen waren. Er war in den entscheidenden Stunden in Ruhestellung. Seine ganze Habschaft war verloren, aber er und seine Kameraden blieben außerhalb des Ringes der Russen und wurden gerettet. Oftmals hat er, oftmals haben seine Geschwister ähnliche Bewahrungen erlebt. Ich kann nicht alles aufschreiben, aber ich will dafür dankbar bleiben, so lange ich kann!

Als Christian nach verkürztem Arbeitsdiensteinsatz am Westwall überraschend nach Hause kam - es war in der Zeit als auch Marie heimkehrte -, war gerade die große Tagung des Mütterwerkes in unserem Haus, die ich schon

erwähnte. Es war Herbst 1944. Die Tagung sollte ursprünglich in der Zentrale der Evangelischen Frauenhilfe stattfinden, es war die Haupttagung, die einmal jährlich die Verantwortlichen der Evangelischen Frauenarbeit versammelte. Aber Potsdam, der Mittelpunkt dieser Arbeit, kam nicht mehr in Frage. Wohin nun? Toni Nopitsch, deren Mitarbeiterin Lieselotte N o l d schon seit Jahren war, wußte keinen Rat mehr. In keinem ihrer Heime durfte sie diese Tagung aufnehmen. Sie hatte versprechen müssen, keinen dieser Räume seinem Zweck zu entfremden. Die Gestapo wachte scharf darüber, daß diese Bestimmung auch befolgt wurde.
Wohin also mit der Reichstagung der Evangelischen Frauenhilfe 1944!? Ich traf Toni Nopitsch und sah ihre Kümmernis. Da wagte ich die Frage: "Wollt Ihr es bei uns probieren? Unser Dekanat ist wahrscheinlich groß genug. Quartiere werden wir auftreiben für 30 bis 35 Personen. Die Parteileitung wird uns wohl keine Schwierigkeiten machen."
Ende September kamen also aus allen Teilen Deutschlands verantwortliche Vertreter der Frauenarbeit angereist; damals noch mit der Bahn. Namhafte Redner wurden erwartet, an der Spitze Professor Gerhard von R a d . Dieser war sechs Wochen vorher zum Wehrdienst eingezogen worden und bekam keinen Urlaub. Seine Frau war gekommen, um sich mit ihrem Mann treffen zu können; große Enttäuschung allenthalben! Aber nach einigen Tagen stand er dann doch vor der Türe. Er kam in der schäbigsten Rekrutenuniform, die man sich denken konnte; so als wollte man diesen hochgelehrten und durchgeistigten Mann möglichst tief herunterdrücken! Aber er kam glücklich,und glücklich waren wir alle, am meisten seine Frau. Georg Merz war auch da. Er war der geistige und geistliche Berater unserer Gemeinschaft. Pastor B r a n d t von Bethel, Leiter der dortigen theologischen Schule, war mit seiner Frau gekommen. Die vielen Mitarbeiterinnen, die noch kamen, kann ich nicht mehr alle mit Namen nennen.
Meine große Küche, meinen Küchenherd, alles was gebraucht wurde, habe ich an Else W i n t e r s t e i n abgegeben für die 2 1/2 Wochen der Arbeitstagung, dazu meinen

Kochlöffel und mein Szepter! Ich bekam es beim Schlußakt feierlich wieder überreicht. Wir waren Gäste in unserem eigenen Haus! Der Kapitelsaal war Tagungsraum, unser Eßzimmer und das große Wohnzimmer wurden Speisesaal. Else Winterstein zauberte aus wenig die herrlichsten Gerichte. Marie Weigle sagte fast jedesmal, wenn wir uns sehen: "Und weißt du noch, wie Professor von Rad und Dr. Brandt abwechselnd aus einer Pfeife geraucht haben?" Mehr war damals nicht zu bekommen!
Aber der geistliche und geistige Born sprudelte, wie ich's noch nicht erlebt hatte. Wir wurden reich davon.

Noch sind wir im Krieg. Unsere Söhne waren nach und nach alle vier zu den Waffen einberufen worden. Doch schon kamen die ersten Bombenflüchtige in unser Haus: Zuerst Konni S t e i n h a r d t , ein Berliner Pfarrersbub, der mit andern Kindern wegen der zunehmenden Bombenangriffe aus Berlin evakuiert wurde.
Der Landeskirchenrat mußte wegen Bombenschaden und wachsender Fliegerbedrohung aus München weichen und ab Anfang 1944 in Ansbach seine Zuflucht suchen. Seine Mitarbeiter suchten in der Umgebung Wohnung für sich und ihre Familien. Unter ihnen war Clemens K ö h l e r , den wir von Erlangen her kannten. Er gehörte zu den Angestellten des Landeskirchenrats. Nach längerem Suchen in Leutershausen fand er eine Wohnung bei Blendingers und so lebten wir mit unseren Freunden Gretel und Clemens und ihren vier Kindern einige Jahre unter einem Dach. Ihr Sohn Gottfried war unser Patensohn. Musik war in dieser Zeit großgeschrieben in unserem Haus. Die hochmusikalische Gretel verstand es auch bei andern, schlummernde Talente zu wecken. Sie war daheim in der klassischen Musik, aber auch eine gute Kennerin des kostbaren alten Liedgutes, das die Singgemeinde-Bewegung, die sogenannten "Finkensteiner" überall in den Zwanzigerjahren aufgestöbert und wieder zum Klingen gebracht haben. Gretel hatte eine wunderschöne Altstimme!

Außerdem kam zu uns meine Zwillingsschwester Marie, die nach dem Tod meiner Eltern frühzeitig wegen ihres schweren Zuckerleidens pensioniert wurde und in ein Altersheim gezogen war. Sie kam 1944 nach schweren Fliegerangriffen auf Aschaffenburg für zwei Jahre in unser Haus. Wir waren froh, daß wir sie nun bei uns hatten, die treue Beterin und Fürsorgerin.
An dieser Stelle müssen ein paar Namen genannt werden, die uns in Leutershausen von Anfang an begegnet waren und begleitet hatten. Ich hatte noch nicht Gelegenheit von ihnen zu berichten.
A l i d a , die charmante, liebenswerte Frau unseres zweiten Pfarrers - ich kannte sie schon vom Pfarrschwesternbund her -, sagte bald nach unserem Einstand in Leutershausen: "Also in der Apotheke müßt ihr bald einen Besuch machen! Die Apothekerin und ihre Schwester, die Kammersängerin, sind zwei reizende Frauen. Sie wohnen mit ihren Eltern, einem pensionierten Pfarrersehepaar aus Stettin, seit knapp zwei Jahren in Leutershausen. Betty R e d l i n hat dort die Apotheke erworben." So Alidas Bericht. Er kam ihr nicht so glatt von den Lippen; Alida stotterte ein wenig, aber das machte ihren Charm noch gewinnender! Wir machten also bald einen Besuch in der Apotheke, es war nicht der letzte, sondern eine Kette von vielen gegenseitigen Begegnungen und wurde bald eine große Freundschaft. Wir fanden uns rasch zusammen und teilten seitdem Freude und Leid. Sophie Redlin, die Sängerin, war Klavierlehrerin und brachte unseren jüngeren Kindern ein tiefes Verständnis für Musik bei.
Es wären noch viele zu nennen! All den Menschen, die in den 30 Jahren Leutershausen uns zu Freunden wurden, möchte ich hier ein Denkmal der Liebe und des Dankes setzen. Ich kann sie nicht aufzählen! Ich kann nur sagen, daß Eure Liebe und Euer Vertrauen und Euer Vergeben meinen Mann und mich reich gemacht haben.

Der Krieg wurde immer grausamer. Die Soldaten an der Front wurden durch propagandistische Irreführung in der Meinung erhalten, daß die Wende zum Sieg durch eine Wunderwaffe nahe bevorstehe. Jedenfalls wurde dies versucht. In der Heimat war diese Hoffnung erloschen. Aber wer konnte seine Meinung noch frei äußern! Jeder wurde überwacht, und wer mit Freunden ein offenes Gespräch wagen wollte, der sicherte sich zunächst ab durch den sogenannten deutschen Blick: Man spähte nach allen Seiten, ob es keine Zuhörer gab.
In diesen letzten Monaten des Krieges, Sommer 1944, wurde C h r i s t i a n , 17jährig, eingezogen, zunächst zum Arbeitsdienst, im Oktober dann zum Militär. In der Zeit als Nürnberg zerstört wurde, Rothenburg brannte und Würzburg in Schutt und Asche lag, wurde er im März 1945 zur Verteidigung des Vaterlandes in der Gegend von Ochsenfurt eingesetzt. Er kam bei Bullenheim in amerikanische Gefangenschaft und mußte fünf Hungermonate bei Marseille in einem der berüchtigten Lager aushalten, bis die Gefangenen unter 18 und über 45 aus den Scharen herausgeholt und in die Heimat zurückgeschickt wurden. Das war Anfang September 1945.
Ich sehe ihn noch: An einem Septembernachmittag, - wir schleuderten eben Honig -, stand er plötzlich in der Küche. Zerschlissen die Uniform, strahlend seine blauen Augen! Wir waren überglücklich! Gretel Köhler war nach der Begrüßung davongeeilt, um unserm Heimkehrer das Bad anzuschüren. Wir umstanden ihn und freuten uns, bis er schließlich bittend sagte: "Ich hab Hunger!" Wie lang wird er sich danach gesehnt haben, daheim satt zu werden! H e r m a n n lag bei Dresden den Russen gegenüber, als er eines Nachts eine fürchterlicher Schießerei in nächster Nähe hörte; doch noch die neue Wunderwaffe? Nein! Es war der 9. Mai 1945, die Russen verschossen ihre Munition, sie hatten eben vom Waffenstillstand erfahren.
Jetzt kam das große Bangen bei den deutschen Soldaten; Was wird?! Sie wagten sich nicht zu den russischen Stellungen hinüber. Doch da kamen die ersten Deutschen

von dort zu ihnen her: "Geht doch hinüber, sie schicken uns heim!" Und so war es! Sie wagten sich zu den Russen. Die nahmen ihnen den Wehrpaß ab, gaben jedem einen Schnaps und winkten: "Nach Hause, nach Hause!"
Mit Erleichterung traten sie gruppenweise den Weg nach Westen an. Einige Tage ging es reibungslos. Plötzlich fuhr jedoch ein Lastwagen an ihnen vorbei, beladen mit deutschen Soldaten, Richtung Osten! Noch einer. Sie verschwanden von der Landstraße, es war nicht geheuer. Bald mußten sie erfahren, daß die Russen alle deutschen Soldaten wieder zurückholten und in Gefangenschaft brachten. Der Grund war der, daß an diesem Frontabschnitt ein deutscher General den Waffenstillstand nicht einhielt und seiner Truppe den Befehl gegeben hatte, weiterzukämpfen. Wie viel Tausenden hat dieser halsstarrige Mann wohl durch seine Haltung noch das Leben geraubt!
Hermann hielt sich auf Seitenwegen und kam durch!
14 Tage nach Kriegsende - wir hatten noch Besatzung und Sperrzeiten in der Nacht - kam ich zwei Minuten nach Beginn der Sperrzeit heim. Aus jedem Fenster hing förmlich einer heraus, oben Köhlers, unten Blendingers, und winkten und taten! "Was habt ihr nur für ein Getue," dachte ich, "wenn man einmal zwei Minuten nach der Sperrstunde heimkommt!" So ging ich ins Haus. Da kam hinter der Haustür strahlend mein Hermann hervor. Jetzt wußte ich es! Glücklich umringen wir ihn; natürlich außer Gretel, die ja schon sein Empfangsbad anheizte!
Mit Bangen waren unsere Heimkehrer gekommen. Sie hatten ja keine Nachricht mehr von daheim. Wird das Elternhaus noch stehen? Wird das Städtle bewahrt geblieben sein? - Sie fanden noch alles, was sie an die Heimat band!
Unser G o t t f r i e d war als Sanitätsfeldwebel kurz vor seinem medizinischen Examen einem Lazarett in Feuchtwangen zugeteilt worden. In Lehrberg mußte er sich immer wieder melden zum Empfang neuer Befehle. Auf dem Weg dorthin war er schließlich Mitte April zwischen die Fronten geraten. Er sagte sich: "Jetzt kann ich beim Überrolltwerden den Eltern daheim mehr helfen als den

Verwundeten im Lazarett, die ärztlich versorgt sind."
So kam er heim und half beim Löschen, als Leutershausen brannte. Als unser Vater sich im Augenblick der höchsten Not, als nämlich die Amerikaner vor Leutershausen standen, dem Bürgermeister angeboten hatte, zur amerikanischen Befehlsstelle in Auerbach zu gehen und für die Übergabe Leutershausens sich einzusetzen - da begleitete Gottfried seinen Vater bis zum Dorf Mittelrammstadt unmittelbar vor den feindlichen Stellungen in der Nacht.
Unsere M a r i e die schon im Herbst 1944 sich rechtzeitig aus dem Elsaß nach Hause abgesetzt hatte, war die ganze Nacht im Löscheinsatz im brennenden Städtchen, vor allem im Bereich der Kirche. Es brannten etwa 80 Gebäude! Bis auf den Boden des Kirchendaches schleppte sie ihren Spritzkübel und versuchte, zusammen mit Oberkirchenrat K a r g , die glimmenden Schneebretter auf dem Kirchendach zu löschen. Mit Erfolg!
In dieser turbulenten und schicksalsvollen Nacht in der Mitte des April 1945, bevor die Amerikaner in Leutershausen einrückten, holte mich Gottfried - ich war krank - aus dem Städtchen weg und brachte mich nach dem Dorf Winden zu Bekannten. Er vermutete, durch diesen abgelegenen Ort an einer kleinen Nebenstraße würden die Eroberer kaum ihre Panzer beim Einzug in unser Städtle lenken. Aber genau über diese Straße kamen sie im Morgengrauen gerasselt. Sie nahmen ihn fest und wollten ihn auf ihrem vordersten Panzer mitnehmen. Er wehrte sich jedoch, er stand als Sanitätsangehöriger unter dem Schutz des Roten Kreuzes. Aber eben dieser Schutz war für Deutschland in der vorhergehenden Nacht erloschen. Trotzdem gelang es ihm, sich noch einmal freizureden. Keine 12 Stunden später wurde er mitten im Städle in amerikanische Gefangenschaft genommen. Er hatte sich auf Befehl der Besatzungsmacht im Rathaus melden müssen und wurde kurzerhand mitgenommen. 15 Monate lang mußte er in R e n n e s, in Nordfrankreich, eine harte Gefangenschaft durchmachen. Aber er konnte in dieser Zeit durch seinen Arztberuf vielen helfen. Einige Heimkehrer, die uns Grüße von ihm brachten, schrieben dazu: "Er hat mir das Leben gerettet!" Im Sommer 1946 kam er heim.

Genau zwei Tage zuvor war nach 3 1/2 Jahren die erste Karte von unserem H a n s angekommen. Wir waren leider nicht zu Hause, als Gottfried,und auch nicht als diese Karte ankam. Erst zwei Tage später kamen wir heim und konnten Gottfried begrüßen und uns über diese Karte freuen. Wie wir uns gefreut haben! Unser Hans war über drei Jahre verschollen, wir konnten kaum Hoffnung haben, ihn wiederzusehen. Da kam im März 1946 über das Rote Kreuz eine Meldung in unser Haus: "Der Russlandheimkehrer Moerk aus Württemberg kann ihnen eine Meldung über ihren Sohn Hans Blendinger machen, der etwa Anfang Februar 1943 in russische Gefangenschaft gekommen ist."
Aber was für eine Art Nachricht würde er wohl bringen? Wir durchlebten bange Tage, bis der Brief von Moerk kam. Welch glückliches Aufatmen brachte er uns! Hans lebte, tat Lazarettdienst, weil seine Gesundheit für jeglichen anderen Arbeitseinsatz nicht mehr ausreichte. So konnte er dem kranken Heimkehrer Grüße mitgeben, freilich nicht schriftlich, das war noch verboten. Deshalb hieß auch die Suchadresse auf der Karte vom Roten Kreuz nur: Pfarrer Blendinger, Nähe Erlangen. Die Post fand uns!
Auf der ersten Karte unseres Hans, die dann bald folgte, stand als Mitte: "Leben die Geschwister?"
Noch einmal fast 3 1/2 Jahre dauerte es, bis Ende Oktober 1946 aus Frankfurt/Oder ein Telegramm kam: "Irrfahrt beendet! Euer Hans."
Wenige Tage danach läutete nachts gegen 2.00 Uhr die Hausglocke. In Windeseile waren, spärlich bekleidet, alle Familienmitglieder auf der Haustreppe versammelt. Ich rief den Untenstehenden zu: "Laßt m i c h aufmachen!" Dann schloß ich meinen wiedergeschenkten Ältesten in die Arme!
Als Hans alle Geschwister und Hausgenossen begrüßt hatte, war Gottfried verschwunden. Nach zwei Minuten erschien er wieder. Er hatte sich auf das Nachthemd seine schönste Krawatte gebunden, wir feierten ja auch unser schönstes Fest! Hosen? Nein, alle hatten ja keine an. Die Festgewänder waren Schlafrock und Nachthemd.
Nun hatten wir unsere Kinder alle wieder. Es war wie ein Wunder!

Soll ich jetzt noch weiterschreiben? Ich habe es überlegt und meine, es ist besser hier innezuhalten. Ich weiß, es würde uferlos und die Grenzen, die ich mir gezogen habe, wären kaum mehr einzuhalten. Freilich - ich habe sie von Anfang an nicht eingehalten. Über das Leben meines lieben Marle wollte ich berichten. Hermann aber sagte dazu: "Marle, ja! Aber wir möchten über die Luise hören!" So habt Ihr's nun!

Zu meinem letztjährigen Geburtstag hier im stillen Betzenstein wurde mir von einer jungen Freundin ein Spruch gestickt. Er hat seinen Platz neben dem Sofa bekommen, (von dem meine Liselotte Trillhaas einmal gesagt hatte: "Dein tröstliches Sofa!").
Ich habe den Spruch von Jesaja 58, Vers 9 und 10, täglich vor mir. Er spricht mir zu:

"Siehe, hier bin Ich.
Dein Dunkel wird sein wie der Mittag."

abgeschlossen Juni 1979